Romantische Erzählungen.

Von der Verfasserin

von

„John Halifax", „Das Familienhaupt", „Leben um Leben", „Agathens Gatte" u. s. w.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

II. Der Selbstschauer. — III. Der Bildhauer von Brügge.

Wurzen,
Verlags-Comptoir.
1862.

II.

Der Selbstschauer.

Erstes Kapitel.

Hermann Waldhof war in Liebesgedanken versunken. Er saß, das Kinn auf die Hand stützend, in einer bequemen, sorglosen dolce-far-niente-Stellung, vor einem großen Spiegel. Seine Augen waren gleich denen des Narcissus auf sein eigenes zurückgeworfenes Bild geheftet.

Viele sagten, der junge Hermann Waldhof sei der schönste Mann in Leipzig, und Hermann selbst war durchaus nicht gemeint, diese Thatsache in Abrede zu stellen. Sie war ihm während der letzten fünfundzwanzig Jahre so oft aufgedrängt worden, daß er sie endlich als etwas Ausgemachtes betrachtete.

Und dennoch besaß er einen zu hohen, edlen Sinn, um sehr eitel zu sein. Er trug seine Ehren wie ein Monarch seine Krone trägt, sich bewußt der

Würde, welche das Glück ihm verliehen, und deßhalb sich nicht die Mühe nehmend, Etwas zu verfechten, was Allen ohnedies einleuchtend sein mußte.

In dem aufmerksamen Blicke aber, welchen Hermann auf seinen Spiegel geheftet hielt, lag ein tieferes Gefühl als bloße Eitelkeit. Er liebte; er hoffte, aber glaubte kaum, daß er wiedergeliebt würde, und in den widergespiegelten Zügen stand ein Blick des Zweifels und ruhiger Forschung zu lesen.

Wenn man liebt, wie schnell stellt sich dann dieses Gefühl ein! Wie wird dann der Spiegel, der vorher kaum beachtet oder blos zur Zuflucht leerer Eitelkeit gemacht ward, gleichsam ein Rathgeber — ein Freund! Wir wünschen uns mit den Augen des geliebten Gegenstandes zu sehen. Wir wünschen ohne Schmeichelei zu wissen, was wir wirklich sind. Wir betrachten mit einem Gefühl zögernder Vorliebe, womit die Eitelkeit gleichwohl Nichts zu schaffen hat, die Züge, von welchen wir gern glauben möchten, daß sie in den Augen eines Andern schön und kostbar seien.

Dies ist der Grund des ganzen Zaubers, den sie auf unsere eigenen ausüben.

Während daher der liebende Jüngling die dunkeln vollen Locken zurückstrich, aufmerksam in die

Tiefe seiner großen Augen schauete, die anmuthigen Wellenlinien des schönen Mundes betrachtete und das wohlbekannte Antlitz, welches jetzt seinen Augen gegenüber stand, mit der Gleichgültigkeit eines gänzlich Fremden zu kritisiren suchte — war sein Herz voll, nicht von ihm selbst, sondern von ihr.

Es ward an die Thür gepocht. Der junge Mann wendete rasch dem Spiegel den Rücken zu und ergriff ein Buch, konnte aber doch das Erröthen nicht unterdrücken, welches ihm bis an die Stirn emporstieg, als er sich bei dem unmännlichen Beginnen ertappt sah, sich im Spiegel zu betrachten, obschon der, der ihn ertappte, sein Freund und Jugendgespiele Leuthold Auerbach war.

„Studierst Du oder träumst Du blos, Hermann?“ fragte der Eintretende in jenem leisen, sanften Tone, den man von der Stimme eines Mannes so selten hört und der stets das Kennzeichen eines außerordentlich gefühlvollen und begabten Gemüthes ist, der sofort anzieht und die schönste Musik ist, die man in der Welt hören kann.

Hermann beantwortete die Frage mit mattem Gelächter.

„Ich glaube, ich thue Beides. Ich habe aber eine Klage gegen Dich vorzubringen, lieber Freund, und zwar im Namen einer Person, der Du nicht

absichtlich Anlaß zur Unzufriedenheit geben würdest. Ich war gestern Abend bei dem alten Professor, und Hilda" — die Wangen des jungen Mannes errötheten ein wenig, als er diesen Namen aussprach — „Hilda fragte, warum Du nicht auch da wärest."

„Fragte sie wirklich?" sagte Leuthold.

Hermann war von seinen eigenen Gefühlen zu sehr in Anspruch genommen, sonst würde er die plötzliche Bläffe, die zitternde Lippe und das unwillkürliche Ballen der Faust wahrgenommen haben, welches durch seine Worte bei Leuthold hervorgerufen ward.

Ach, auch er liebte, für ihn war die Liebe keine Freude, sondern hoffnungsloser Schmerz.

„Was soll ich zu Deiner Vertheidigung sagen, ungetreuer Ritter, wenn ich sie morgen wiedersehe!" fuhr Hermann fort.

„Wieder!" murmelte Leuthold. Es erwachte ein bitterer Schmerz in seinem Herzen, aber er unterdrückte ihn und sagte ruhig:

„Fräulein Hilda ist stets gütig Sie war es von jeher, seit der Zeit wo ich als armer Student in dem Hause ihres Vaters lebte. Sage ihr, ich sei krank gewesen, sonst würde ich gekommen sein."

„Du bist auch jetzt noch nicht wohl, armer Freund!" sagte Hermann, indem er sich herumdrehete

und die Hand auf die Schulter seines Freundes legte. „Gleich wie immer — doch nein! Du siehst ja ganz dunkelroth aus! In der That, Leuthold, Du hast Dich durch Studiren viel zu viel angestrengt."

„Das kann sein — ein Student muß das thun, wenn er seinen Zweck erreichen will. Ich bin nicht wie Du, Hermann — jung, reich, schön —"

„Du bist eben so jung," unterbrach ihn der Andere, „obschon Du nicht so aussiehst. Und auch eben so reich, denn Du hast genug für Deine Bedürfnisse, was mehr ist als ich oft für die meinigen habe, wie ich offen gestehe. Was die Schönheit betrifft — doch, bah! was ist das für Unsinn! Ich bin so unruhig und werde von so vielerlei Gedanken gepeinigt, daß ich nicht mehr scherzen kann. Leuthold, Du solltest mich bemitleiden!"

„Ich sollte Dich bemitleiden?" rief der Student, „Dich, den Stolz Leipzig's — bewundert von Allen, geliebt von —"

„O, Leuthold, ob Hilda mich liebt, weiß ich nicht. Gestern Abend fand ich sie so kalt und neben ihr saß jener junge Graf von P., und sie hörte ihm aufmerksam zu, sie sprach in überaus freundlichem Tone zu ihm —"

„Das glaube ich nicht," antwortete Leuthold ernst. „Hilda ist zu aufrichtig und ihr Herz zu rein

als daß sie auf diese Weise mit den Gefühlen eines Mannes spielen sollte."

Der Liebende klammerte sich begierig an diese Worte.

„Ja, es ist möglich, daß ich mich irre, aber die Liebe ist einmal mißtrauisch — meine ganze Seele hat keinen Gedanken als Hilda. Sage mir, Leuthold, Du, der Du sie von Deiner Kindheit an gekannt, den sie als ihren Bruder betrachtet — bin ich ein Mann, wie Hilda ihn lieben würde?"

Und Hermann heftete seinen Blick unverwandt auf seinen Freund, den jedes seiner Worte durchbohren mußte wie ein Pfeil. Aber dennoch bewegte sich keine Muskel in Leuthold's Antlitze, trotz des auf ihn gehefteten Blickes. Er ward stark durch die Kraft seiner Liebe, welche aus seinem Herzen nicht eine Heimath gemacht, worin sie wohnen könnte, sondern ein Grab, worin sie auf ewig verscharrt werden müßte. Sie gab kein äußeres Zeichen — eben so wenig als die arme sterbliche Hülle, die unter einem grünen Hügel ruht.

„Du fragst mich mehr als ich beantworten kann, theurer Hermann," sagte Leuthold, „aber überlege Dir selbst, was Du bist."

„O, daß ich mich selbst sehen könnte!" rief der ungestüme junge Mann. „O, daß ich mich sehen

könnte, wie ich einen andern Menschen sehe — wie ich aussehe, wie ich spreche, wie ich handele! Weißt Du, was ich jetzt in meinem Wahnsinne vorhatte?" setzte er tief erröthend hinzu. „Ich spielte Possen vor dem Spiegel und versuchte mein Gesicht eben so zu beurtheilen, wie ich das jenes Narren von P. oder irgend eines andern fremden Menschen beurtheile. O, wenn ich mich sehen könnte, wie ich wirklich bin, wie ich in Hilda's Augen erscheine! Giebt es kein magisches Mittel, keinen Zauber, der meinen Wunsch erfüllt? Du, Leuthold, der Du die tiefen Geheimnisse der Alchymie studirt, der Du den großen Helvetius von Angesicht zu Angesicht gesehen, mußt Etwas wissen."

„Sprich nicht von diesen Dingen," antwortete der Student feierlich. „Für Die, welche in der Welt, in ihren heiteren Wirklichkeiten leben, ist die innere Welt der Geheimnisse nicht geöffnet. Und doch, wenn es auch wäre, wie Du sagst — wenn wir diese Kenntniß erlangen könnten — dann würde auch ich dieselbe begehren. Und es kann sein," fuhr Leuthold mit wild funkelnden Augen fort. „Wer weiß es? Je mehr ich studire, desto mehr sehe ich, daß die Weisheit unergründlich ist."

Er erhob sich und schritt in dem Zimmer mit einer Energie auf und ab, welche seine schlanke Ge-

stalt länger und stärker zu machen schien, bis sie in dem Zwielichte zu der Größe eines Riesen anzuwachsen schien.

Immer dunkler wurden die Schatten in dem weiten, hohen Gemache. Es war in einem stattlichen Hause, welches der reiche Hermann Waldhof seinen früheren adeligen Besitzern abgekauft, deren Ahnen zürnend von den Wänden auf den neuen Besitzer herabzublicken schienen.

Das Zwielicht endete und Alles war in Nacht gehüllt. Hermann beobachtete die undeutliche Gestalt Leuthold's, während derselbe hin und her schritt, ohne auf die Gegenwart seines Freundes zu achten. Zuweilen murmelte er eine Art Monolog, Verse in einer fremden Sprache, und dann bewahrte er wieder vollständiges Schweigen.

Endlich hörte Hermann in der Finsterniß nur seine Fußtritte, die in gemessenen Zwischenräumen auf dem eichenen Fußboden widerhallten.

Während dieser ganzen Zeit rührte der junge Mann sich nicht. So munter und fröhlich er auch zu sein schien, war er doch tief durchdrungen von dem Glauben an übernatürliche Dinge, der durch die geheimnißvollen Thaten weiser Männer des Mittelalters erweckt worden.

Seinen Freund Leuthold, von dem er wußte,

daß derselbe in den Schriften der Kabbalisten und Alchymisten bewandert war, betrachtete er stets mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu.

Endlich fühlte Hermann, wie sein Arm berührt ward, und die Stimme des Studenten schlug an sein Ohr, aber so leise und verändert, daß sie fast unheimlich und geisterhaft klang.

„Es soll vollendet werden — warte und schaue — sie kommen!“ flüsterte Leuthold.

Von Schrecken überwältigt, wollte Hermann die Flucht ergreifen, sein Freund hielt ihn aber wie mit eiserner Faust zurück.

„Schwacher, bebst Du zurück?“ rief der Student.

„Ich scheue mich vor der Begegnung Derer, die Du heraufbeschworen — die bösen Feinde — die Dämonen!“

„Es sind keine Dämonen — es sind gute Geister. Wisse, Hermann, daß jeder zur Welt geborene Mensch einen Schutzengel hat, der ihn von der Geburt bis zum Tode begleiten muß. Für die große Heerde der Menschen, welche essen und schlafen, arbeiten und ruhen, heirathen und sterben, ohne einen Gedanken zu haben, der über das gewöhnliche Bereich des alltäglichen Lebens hinausginge, ist dieser Geist nicht mehr als eine innere Stimme, die Stimme des Geistes. Für Die aber, welchen Gott das er-

habene Geschenk des Genius — einen Funken von seinem eigenen göttlichen Wesen gegeben — ist der Engel ihres Seins weit näher — eine Gegenwart, die gefühlt werden kann. Je mehr sie dieses Gefühl cultiviren, desto stärker wird es, bis sie mit den offenen Augen der Seele sehen und mit den Engelohren derselben hören.

„Ich, selbst ich," fuhr Leuthold fort, während seine Stimme durch die Finsterniß dröhnte wie die Stimme eines unsichtbaren Geistes, „ich, selbst ich, in meiner Armuth, in meiner Einsamkeit, in meiner Verzweiflung, habe meinen Engel neben mir stehen sehen, wie er mir Trost, Weisheit und Freude zuflüsterte, die mir kein irdischer Kummer rauben konnte. Und nun durch die Kraft meines Willens und meines Glaubens habe ich wieder diese himmlischen Beschützer herbeigerufen, und nicht blos den meinigen, sondern auch den Deinigen. Horch, Sie kommen!"

„Und ich!" rief Hermann in tödtlicher Furcht.

„Du wirst sie vielleicht hören, aber Du kannst sie nicht sehen. Kniee nieder, verhülle Dein Antlitz und bete. Denk' an alle reinen und heiligen Dinge, an Deine Liebe auf Erden, an Deine Hoffnung im Himmel. Bedenke wohl: Ein einziger böser Gedanke wird diese guten Geister von Dir scheuchen. Hermann, sie kommen — sie kommen!"

Hermann lauschte einem Geräusche, welches er mehr fühlte als hörte. Es glich dem Tritte eines geliebten Wesens, welches immer näher und näher kommt und dessen leichte Tritte jeder das Herz mit einem Freudenschauer erfüllt.

Und dann bemerkte er, daß Leuthold seine Hand losgelassen, aber daß ein Anderer neben ihm stand.

Es war ihm, als würde sein Haar von einem leisen Hauche bewegt, so wie er ihn in Träumen gefühlt — in Träumen von Hilda, und es war, als ob dieser Engelhauch in sein innerstes Herz dränge und es mit kindlicher Reinheit und kindlichem Frieden erfüllte.

Aus dieser Erstarrung ward er durch die tiefen feierlichen Töne der Stimme Leuthold's aufgerüttelt, und er wußte, daß sein Freund zu keinem Sterblichen redete, sondern zu dem Engel, mit welchem er gesprochen.

Mit heiterem Ernste erhob der Student seine Stimme und trug den geheimnißvollen Wesen, die mit ihnen im Zimmer waren, den Wunsch seines Herzens vor. Er sprach nicht in sklavischer Furcht, sondern wie Jemand, der mit erhabener, ehrfurchtsvoller Freude Gemeinschaft mit Denen unterhält, welche, obschon über ihm stehend, doch durch Liebe

zu ihm herabgezogen werden, bis sie sprechen wie der Freund zum Freunde.

Und er empfing Antwort. Aus dem Schweigen kam eine Stimme — nicht menschlich und doch der Menschheit ähnlich in ihrem Wohlklange. Vieles, was sie sagte, war Hermann unerklärlich, denn sein ganzes Leben war in weltlichen Vergnügungen vergangen und er kannte nicht die Freuden, welche die Seele fühlt, wenn sie sich zur Gemeinschaft mit sich selbst und jenen Wesen zurückzieht, mit welchen sie verwandt ist.

Leuthold aber verstand Alles.

„Höre mich an," sagte der Engel, „Du mein Schutzbefohlener! Das Leben des Menschen ist ein doppeltes. Fortwährend seinem Geiste folgend, so wie der Schatten seinem Körper folgt, giebt es ein zweites Ich. Es ist nicht seine Seele, sondern nur der Abglanz derselben, wie der matte Widerschein innerhalb des Regenbogens, oder die riesigen Bergschatten, welche die Menschengestalt nachahmen. Meistentheils ist dieses unzertrennlich von der Wirklichkeit, welche es hervorbringt, zuweilen aber ist dem Menschen auch vergönnt gewesen, das Spiegelbild seines Ich zu sehen, und oft auch ist dieses zweite Ich Denen erschienen, welchen der Mensch theuer war, als ein Gespenst prophetischen Unheils."

„Ich weiß es, ich weiß es!“ rief Leuthold bekümmert. „In der Nacht zuvor, ehe der Tod meine Mutter mir raubte und als wir im Zwielichte beisammen saßen, sah ich einen Schatten wie sie selbst kommen und sich uns gegenüber setzen. Sie wußte sogleich, daß dies ein Anzeichen war, und ging hinein und legte sich still zur Ruhe nieder — einer Ruhe, die ewig war.“

Er schwieg und sein Schweigen bewies, welcher innigen und zarten Natur diese erste Wunde geschlagen worden.

„Aber, Engel,“ fuhr er fort, „auf diese Weise möchte ich das Phantom meines eigenen Ich nicht sehen. Ich wünsche meine lebende Gestalt zu sehen wie mit dem Auge eines Geistes. Kannst Du dies gewähren?“

„Ja, aber nur auf folgende Weise. Du selbst mußt der begleitende Schatten werden. Du mußt Deinen Geist eine Zeit lang von allen irdischen Dingen abziehen, bis er, wie in Träumen, sich von dem Körper sondert. Dann kann Dein Geist oder wenigstens der Theil davon, welcher in Träumen thätig ist, über seinem lebenden Ich schweben und eine Zeit lang Alles, was Du thust, und Alles, was Du bist, sehen wie eine entkörperte Seele. Wisse aber, für jeden Tag, an welchem auf diese Weise Deinem

Wunsche genügt wird, wird Dein sterbliches Leben um ein Jahr verkürzt."

„Sei es so — dies erhöht den Werth des Geschenkes nur noch," sagte Leuthold in sanftem Tone. „Aber, Hermann, für Dich ist das Leben schön, wirst Du ebenfalls einwilligen?"

Hermann schauderte und neigte sein Gesicht tiefer zur Erde, als er den unsichtbaren Hauch an seiner Seite sich zu einer Stimme formen fühlte. Aber sie war nicht wie die, welche zu Leuthold gesprochen; sie klang schwach und undeutlich.

„Nur ein einziges Mal in Deinem Leben darfst Du die Stimme Deines Engels hören, Hermann, und nur einmal ist diese Fähigkeit Dir gestattet. Möchtest Du auf einen einzigen Tag Dich selbst sehen?"

„Ja, das möchte ich, das möchte ich!" murmelte Hermann, und während er sprach, ward das ganze Zimmer von dem Lichte des Mondes überfluthet, welcher hinter dem Rande einer dunkeln Wolke hervortrat.

Er richtete den Kopf empor, sah aber blos seinen Freund, der bleich und beinahe bewußtlos an der Wand lehnte, als ob er eben aus einem Traume erwacht wäre.

Zweites Kapitel.

Mit der Morgendämmerung erhob sich Hermann und vergaß die seltsame Erregung, die er durchgemacht, vollständig. Sie war aus seinem Gedächtnisse entschwunden wie ein Traum. Er trat hinaus in das helle Tageslicht, durchwandelte sein schönes Besitzthum, hörte die Vögel dem Morgen einen fröhlichen Willkommen singen und sah den Sonnenschein auf dem stattlichen alten Hause ruhen, so daß es beinahe aussah, als ob es seine Jugend erneu't hätte. Er fühlte das Glück des Lebens in seinem vollen Umfange. Alle phantastischen Gebilde der Nacht waren mit dem Erscheinen des Tageslichts zerronnen.

Das Dasein war für Hermann Waldhof in jeder Beziehung eine Wirklichkeit. Er war die Verkörperung der Jugend im vollen Genusse der Gegen-

wart, empfänglich für jeden Reiz der Sinne und schwelgend im Leben als einer glücklichen Gewißheit greifbarer Wonne, die gänzlich verschieden war von den schwärmerischen Visionen des Träumers. Jung, gesund und heiter — von keinen Banden gefesselt außer denen, welche er sich selbst zu schmieden beliebte — reich, obschon, wie er selbst gesagt, seine Wünsche seinen Reichthum oft überboten — hatte Hermann keine Sorge gekannt, bis der Schatten der Liebe über ihn fiel.

Und doch brachte auch seine Liebe, obschon sie ihn nachdenklicher gemacht, keinen wirklichen Kummer mit sich, sondern blos jene wenigen schwachen Zweifel, welche kräftigen und nähren wie Aprilregen. Ohne sie würde die Liebe sein wie der Frühling ohne Wolken und ohne Thau.

Waldhof eilte, frohlockend in dem schönen Tage und seinem Glücke, durch seine Felder. Er rief seine Jäger herbei und rüstete sich zur Jagd. Er wollte sich die langweiligen Stunden vertreiben, bis er sich wieder zu seiner Geliebten begeben könnte.

Ehe er sich aber aufmachte, ritt er mit seinen Begleitern durch die Straße, wo Hilda wohnte. Ein zahlreicher Trupp junger Männer war es, aber keiner davon hatte eine so edle Haltung wie Hermann Waldhof. Er wußte dies auch, und als er an Hil-

da's Fen vorüberritt, war er fast erfreu't, daß der Reiter neben ihm der Graf von P. war — ein kleiner, unansehnlicher Mann auf einem sehr schlechten Pferde.

Als Hermann sein Roß courbettiren und, indem er seinen Hut zog, den Sonnenschein auf seinem Lockenhaar ruhen ließ, kräuselte ein stolz-freudiges Lächeln seine Lippen. Denn er sah hinter dem Fenster zwei schöne Augen, die nicht auf dem Grafen von P., sondern auf ihm selbst weilten.

„Ich möchte wissen," dachte der junge Mann, „wie ich heute Hilda's Augen erscheine."

Während dieser Gedanke ihn noch beschäftigte, war es ihm auf einmal, als galoppirte sein Roß unaufhaltsam dahin, so daß alle seine Gedanken sich verwirrten. Seine Augen wurden geblendet durch die Bewegung, als er so mit Blitzesschnelle die Luft durchschnitt, und er wußte kaum, was mit ihm vorging, bis er aus einer Art Betäubung erwachte.

Er fühlte sich durch die Luft schweben, wie man zuweilen im Traume thut, aber seine Persönlichkeit war nicht mehr. Er schwebte dahin so körperlos wie ein beflügelter Gedanke, und dennoch unterschied er Alles um sich her so deutlich, als ob er mit körperlichen Sinnen begabt gewesen wäre.

Er schwebte unter den Bäumen eines wildro-

mantischen Waldes, er hörte Hörnerschall, und unter ihm galoppirte ein Trupp lustiger Jäger.

Einer derselben zeichnete sich aus durch seine persönliche Schönheit; er lenkte sein Roß mit der Anmuth und Festigkeit eines jungen griechischen Kriegers, und sein freudiges Gelächter hallte durch den Wald, als ob er der leichtherzige Aktäon des Alterthums gewesen wäre.

In diesem anscheinend so glücklichen, von Person so schönen Jünglinge erkannte Hermann's schwebender Geist sich selbst. Sein Wunsch war erfüllt.

Wie eine Wolke in der Luft schwebte der Schatten über dem lustigen Trupp und folgte ihm durch die Lichtungen des Waldes. Er sah sein körperliches Ich — den Mann, welcher Hermann Waldhof war; er betrachtete seine Züge mit scharf forschendem Blicke.

Sie waren in ihrer Form so vollkommen als der Spiegel sie stets wiedergab; wenn sie aber durch das Spiel des Ausdrucks bewegt wurden, ließ sich ein unbestimmter Mangel darin bemerken — ein Mangel an jenem unaussprechlichen Reize, welcher zuweilen das gewöhnlichste Gesicht durch die innere Schönheit des Geistes zu einem bezaubernden macht.

Hermann's Züge waren in ihrem Ausdrucke so unveränderlich wie die des Apollo von Belvedere —

wenn man Etwas darüber hinaus suchte, so konnte man es eben so gut in jenem Marmor suchen.

Der Schatten, in welchen ein Theil der Seele des jungen Mannes geflohen war, bewahrte noch genug von seiner sterblichen Natur, um diesen Mangel zu fühlen oder zu beklagen, und lenkte seine Beobachtung auf andere Eigenschaften seines zweiten Ich.

Stattlich war die Haltung des jungen Jägers, aber dennoch konnte ein vorurtheilsfreies Auge in seiner männlichen Gestalt zu viel Kraft und zu wenig Anmuth erkennen. Er war ein beginnender Herkules, der in mittlern Jahren vielleicht nichts weniger als schlank und behend ward.

Sein Benehmen war gewinnend, und dennoch zeigte sich sowohl hierin als in dem Tone seiner Stimme dann und wann eine Schroffheit, die bei einem Untergebenen sehr unangenehm gewesen wäre, bei dem reichen und bezaubernden Hermann Waldhof aber übersehen ward.

Seine Begleiter begegneten ihm wie einer bevorrechteten Person, ließen sich seinen Uebermuth gefallen und lachten über seine Scherze, selbst wenn dieselben gegen sie selbst gerichtet waren.

„Wir werden heute kein Wild finden," sagte Hermann, und in seinem Tone war ein leiser Anflug von Unmuth zu bemerken.

„Ihr habt es durch Eure fortwährenden Jagden zu weit in den innern Wald hinein getrieben, Waldhof," antwortete einer der jungen Männer. „In der That, wir Jäger alle würden Euch für die Ergötzlichkeit eines ganzen Jahres auf Eure Kosten sehr dankbar sein."

„O, das ist weiter Nichts," entgegnete Hermann. „Ich liebe die Jagd, und deßhalb liege ich ihr ob. Da ich genug Pferde und alles Andere habe, was zum Reichthum gehört, so kann ich die Wünsche meiner Freunde erfüllen und mir gleichzeitig den Genuß ihrer Gesellschaft gönnen. Apropos, von P., warum seid Ihr nicht in meinen Stall gegangen? Meine Leute würden Euch besser versorgt haben als mit dem elenden Gaul, welchen Ihr da reitet."

Der Graf von P. ward dunkelroth vor Aerger.

„Ein armer Edelmann," antwortete er, „ist oft schlimmer daran als ein reicher Bürgerlicher, aber deßwegen ist er nicht weniger stolz. Ich bin Herrn Waldhof für seine Artigkeit sehr dankbar, er wird jedoch entschuldigen, wenn ich meinem eigenen Pferde den Vorzug gebe."

„Ganz wie Euch beliebt," antwortete der junge Mann gleichgültig, ohne Etwas von dem Schmerze zu ahnen, den er zugefügt. Der Schatten seines Wesens aber sah in diesem flüchtigen Vorfalle eine

Prahlerei, welche durch die Freigebigkeit der Jugend nicht wieder gutgemacht ward, und eine Rücksichtslosigkeit gegen Andere, welche den Egoismus verrieth, der in den Tiefen eines sonst freisinnigen und wohlwollenden Gemüthes lauerte.

Ein oberflächlicher Beobachter hätte diese Dinge vielleicht nicht bemerkt; wer aber in den inneren Falten des menschlichen Herzens zu lesen verstand, würde darin sofort Flecken in Hermann's Charakter erkannt haben.

Die Jäger ritten lustig weiter, und nach einiger Zeit ward ein Wild aufgescheucht. Nun begann die Jagd mit allem Eifer. In seinem furchtlosen Muthe frohlockend, war Hermann bei allen gefährlichen Leistungen der Vorderste. Seine Augen blitzten, seine Wangen glüheten, und seine Stimme scholl laut und lustig. Mehr als ein Mal sprengte er zwischen den wüthenden Eber und seine Angreifer, wobei er sein eigenes Leben auf's Spiel setzte und das eines Mitmenschen rettete. Und dann riefen Alle:

„Wie edelmüthig, wie heldenmüthig war der junge Hermann Waldhof!“

Und der neblige Schatten, welcher ihm folgte, frohlockte über das Lob seines zweiten Ich.

Der gehetzte Eber stellte sich endlich und die Krisis der Jagd nahete heran. Alle zogen sich zurück.

und ließen den Meister der Hatz die krönende Heldenthat verrichten. Es war eine Ehre, welche Hermann stets als ein Recht beansprucht hatte. Er schauete sich stolz um und spornte sein Roß, indem er seinen Speer mit fester, kühner Hand wog.

In demselben Augenblicke aber sprengte ein anderer Reiter vorwärts, erlegte das wilde Thier und drehete sich dann frohlockend herum, um die höchste Ehre der Jagd für sich in Anspruch zu nehmen.

Es war der Graf von P.

Sofort ward Hermann's strahlendes Gesicht durch eine Donnerwolke des Zorns verdunkelt, bis die Züge, die vorher so schön gewesen, in ihrem wüthenden Ausdrucke fast scheußlich und widerwärtig wurden. Er stand im Begriff, sein Pferd vorwärts zu spornen und seinen dampfenden Speer — nicht gegen den todten Eber, sondern gegen den lebenden Mann — zu zücken, wenn nicht ein Murren von den andern Jägern ihn zurückgehalten hätte.

„Es war nicht recht von dem Grafen! Hermann hätte den Eber abfangen sollen!“ riefen mehrere seiner Freunde.

„Habe ich Etwas gethan, was Herrn Waldhof verdrießt?“ bemerkte der überraschte Edelmann.

„Ihr habt mich beleidigt!“ rief sein Nebenbuhler

zornig. „Ich bin der Herr des Waldes: mir kommt es daher zu, nicht Euch, das Thier abzufangen. Nehmt Euch in Acht! Hermann Waldhof hält sich für eben so gut als irgend ein Graf in Deutschland."

„Ich bin ein Fremdling — ich kenne Eure Gewohnheiten nicht. Wenn ich einen Verstoß gegen die Courtoisie begangen habe, so thut es mir leid," antwortete der junge Edelmann mit einer unerschütterlichen Würde, welche den Strom der Meinung zu seinen Gunsten wendete.

Hermann ritt heimwärts, und als der über ihm schwebende Geist auf ihn herabschauete, sah er, wie schlimme Leidenschaften die schönsten Kennzüge der Natur verstümmelt hatten und daß die in ihm tobenden heftigen und zornigen Gefühle keine Spur von dem edeln Jünglinge übrig ließen, der so kürzlich noch Gegenstand der Bewunderung aller Augen gewesen.

Auf seinem Heimritt begleitete ihn der Schatten und beobachtete das allmählige Entweichen des Grolls aus einem Gemüthe, welches niemals schlimme Gedanken lange hegte.

Und als die Stunde herannahete, die ihn zu Hilda führen sollte, war jede Spur zorniger Erregung durch den beschwichtigenden Einfluß seiner Liebe beseitigt. Wie es schien, dachte er an Hilda. Er

schloß die Augen und rief ihr theures Antlitz vor seine Erinnerung. Er dachte sich im Voraus, wie sie ihn bewillkommnen würde, was er zu ihr sagen und was sie antworten würde, und in diesen wonnigen Liebesträumen breitete sich eine unaussprechliche Anmuth über sein Gesicht.

Als der Schatten ihm in die Nähe seiner Geliebten folgte, frohlockte er über seine Anmuth und Schönheit.

Hilda war nicht, wie ihr Geliebter, vollkommen in Bezug auf Form und Gesicht, ein flüchtiges Auge hätte sie sogar vielleicht übersehen; Die aber, welche sie liebten, fanden sie schön, und Alle, die sie kannten, liebten sie. Ein Maler würde ihre sanften braunen Augen und ihr prachtvolles Haar angebetet, und ein Musiker gesagt haben, ihre Stimme sei die süßeste von der Welt, aber dennoch hätte vielleicht keiner von Beiden Hilda schön genannt. Die Atmosphäre von Liebe und Reinheit, in welcher sie sich bewegte und welche alle ihre Blicke, Worte und Handlungen mit einem unwiderstehlichen Zauber bekleidete, war es, was sie zu dem Ideale vollkommener Weiblichkeit machte.

Sie erhob sich und bewillkommnete ihren Geliebten — in ihrem innersten Herzen wußte sie, daß er ihr Geliebter war, obschon keine förmlichen Worte

hierüber zwischen ihnen gewechselt worden. Dennoch aber verschloß sie mit mädchenhafter Zurückhaltung in ihrem Herzen das geheime Bewußtsein, welches die höchste Freude desselben ausmachte.

Hermann fand ihren Ton kalt — es kam ihm vor, als ob ihre Hand die seinige mit gleichgültigem Drucke berührte — er wußte nicht, daß bei dem Schall der nahenden Hufschläge seines Rosses vor wenigen Augenblicken ihre kleinen Hände stürmisch auf das hochklopfende Herz gedrückt worden waren und sich dann über das schöne erröthende Antlitz gebreitet hatten, welches sein strahlendes und doch schüchternes Glück gern selbst vor den stummen Wänden verbergen wollte.

Hermann nahm neben seiner Geliebten Platz. Der stets gegenwärtige Schatten beobachtete ihn, während er in leisem, sanftem Tone zu ihr sprach. Wie gewinnend konnte er sein, wenn er wollte! Es war in der That kein Wunder, daß Hilda ihn liebte! Er sprach von gewöhnlichen Dingen, von der Jagd, und dann gestand er mit einer Freimüthigkeit, welche alle höheren Eigenschaften seiner Natur in goldenem Lichte erscheinen ließ, den Vorfall, der ihn verdrießlich gemacht hatte. Vielleicht mischte sich mit dieser Aufrichtigkeit ein Bewußtsein, daß es am besten sei, wenn er die Geschichte selbst erzähle, und daß

Hilda einen Fehler, den er so offen bekannte, entschuldigen und ihn auf diese Weise seiner eigenen guten Meinung, die er beinahe verloren, wiedergeben würde.

Hilda aber hörte zu, ohne ein Wort des Lobes oder der Entschuldigung. Sie wagte nicht zu sprechen, weil sie fürchtete, ihre Stimme werde die Liebe verrathen, die so nahe daran war, überzufließen, während sie noch nicht hinreichende Veranlassung hatte, sich auszusprechen. Vielleicht auch empfand sie einen gewissen Schmerz, daß ein Schatten von Verirrung den Glanz ihres Ideals verdüstern sollte.

„Ich habe schon davon gehört," sagte sie.

„Wer hat es Euch gesagt? Wer hat gewagt, gegen Euch übel von mir zu sprechen?" rief der junge Mann, und die schwarze Wolke des Zornes kam wieder über ihn.

Der Schatten sah es und wich erschrocken zurück.

Hilda hob mit dem Blicke schmerzlicher Ueberraschung und fast vorwurfsvoll ihre Augen zu den seinen empor.

„Wir wollen nicht weiter hiervon sprechen," antwortete sie sanft.

Ihr Blick und Ton beruhigte ihren Geliebten augenblicklich.

„Scheltet mich nicht, Theure!" entgegnete er.

„Ich war in Irrthum — vielleicht nicht so sehr als man sagt und als Ihr glaubt, aber dennoch bin ich bereit, Alles anzuerkennen, was Euch beliebt."

Seine Worte waren demüthig, aber dennoch lag Stolz im Tone derselben, als ob er erwartete, daß denselben sofort widersprochen würde; dies gestattete jedoch die Wahrheitsliebe des jungen Mädchens nicht. Sie liebte ihn wahrhaft, und die Liebe, welche alle seine guten Eigenschaften in ihrem Auge mit doppeltem Glanze leuchten ließ, machte sie auch verhältnißmäßig scharfblickend gegen seine Fehler.

„Herr Waldhof," sagte Hilda in ernstem Tone, „ich verlange kein Geständniß, wenn es nur durch Eure Freundschaft" — die unschuldige Heuchelei dieser theuern Lippen! — „wenn es nur durch Eure Freundschaft für mich veranlaßt wird. Es war nicht recht von Euch, so zornig zu sein gegen den Grafen von P., der durchaus keine geringschätzende Absicht gegen Euch hatte. Ueberdies kannte er als Euer Freund — "

„Als mein Freund! Dieses armselige, feige Geschöpf sollte mein Freund sein! Sagt lieber, er sei der Eure, wenn Ihr es so meint!" rief Hermann, der seine eifersüchtige Entrüstung kaum zu unterdrücken vermochte.

Hilda's weiblicher Stolz erwachte.

„Wie Ihr wollt," antwortete sie mit zitternder Lippe und dunkel erglühender Wange. „An so eifrige und hitzige Erörterungen wie diese bin ich nicht gewöhnt, und deßhalb, Herr Waldhof, will ich Euch Lebewohl sagen, denn ich glaube, mein Vater wünscht Eure Gegenwart."

Sie berührte leicht die Hand, welche der junge Mann in seinem Unmuth ihr kaum darbot, und schwebte mit der Haltung jungfräulicher Würde aus dem Zimmer.

Mit dem Gefühle der tiefsten Erniedrigung schaute das Schatten-Ich auf sein zweites Selbst herab, während der junge Mann in heftiger Gemüthsbewegung im Zimmer auf und ab schritt, und gegen Hilda, gegen seinen Nebenbuhler und die ganze Welt tobte.

„Sie liebt mich nicht! Sie verachtet mich Sie spricht zu Gunsten dieses elenden Grafen!" murmelte er. „Nicht ein einziges sanftes Gefühl lebt für mich in ihrem Herzen, sonst würde sie nicht so gesprochen haben."

O, Du, der Du Dich, vom Zorne geblendet, selbst täuschest, hättten Deine Augen in das Nebenzimmer dringen und das weinende Mädchen sehen können, welches jetzt mit so festem Schritt von Dir gegangen war; hättest Du den Schmerz gekannt, der

bei der Entdeckung auch nur eines Fehlers an Dir in ihrem Herzen erwachte, während die Liebe dennoch bemüht war, ihn mit verzeihenden Thränen hinwegzuwaschen und Dich gegen die ganze Welt zu vertheidigen!

Hermann schwang sich auf sein Pferd und that der wahnsinnigen Eile desselben nicht eher Einhalt als bis er seine Wohnung erreichte. Hier schloß er sich in sein Zimmer ein und sank erschöpft nieder.

Lange blieb er auf diese Weise in einem Zustande, der ein halb schlafender, halb wachender zu sein schien, bis die Morgenvögel ihn weckten.

Und nun löſ'te sich der ganze Zauber. Die Ereignisse des gestrigen Tages kehrten lebhaft in seine Erinnerung zurück; er ward sich des doppelten Daseins bewußt, welches ihm beschieden gewesen, und er wußte — o, mit welcher Bitterkeit erfüllte ihn diese Kenntniß! — daß er sich selbst gesehen.

Drittes Kapitel.

Leuthold sah aus dem Fenster des kleinen Zimmers, in welchem er schlief, aß und studirte, die heitere Schaar der Jäger vorüberziehen. Er sah das anmuthige Haupt seines Freundes Hermann über Alle emporragen. Das Dröhnen der Hufschläge in der Gasse unten hatte ihn in seinen Studien gestört, und als er das Fenster schloß und sich von dem Sonnenschein, den schimmernden Kleidern und dem Schalle heiterer Stimmen hinwegwendete, machte das Dunkel und die Einsamkeit seines armseligen Zimmers einen um so niederschlagendern Eindruck auf ihn.

Er legte seine Stirn auf das aufgeschlagene Buch und bemühete sich, seine Augen dem Glanze draußen eben so zu verschließen wie dem Dunkel im Innern, denn Beides war für ihn gleich peinlich.

„Wie glücklich sie scheinen! wie heiter!“ dachte der junge Mann traurig. „Und ich? — Wohlan, ich will einmal ruhig überlegen, was ich bin und was ich gern sein möchte. Würde ich wohl mit Jenen tauschen? — Möchte ich schön und vornehm und reich sein wie sie? und keine Sorge haben als um die Freuden des Lebens? — Ach, das Alter wird kommen, die starken Glieder werden schwach, der heitere Geist wird getrübt, das Leben sinkt zu einer bloßen animalischen Existenz herab. Möchte ich also wohl mit ihnen tauschen? Nein!“

Und der Student bemühete sich, sich durch das Bewußtsein des hohen Lebensziels wieder zu ermuthigen. Er bedachte, daß der göttliche Geist des Menschen ihm nicht gegeben worden, um bei Seite geworfen zu werden wie ein nutzloser Gegenstand, und daß er eben so wenig geschaffen ist, um seine Existenz in dem flüchtigen Jagen nach Vergnügen zu vergeuden.

Während er so nachdachte, blickte er umher auf die theuern Genossen seiner Einsamkeit — kostbar, obschon stumm — seine geliebten Bücher, und er beneidete Hermann Waldhof nicht, ausgenommen um jenes unschätzbaren Kleinodes willen, für welches der Student sein Leben dahin gegeben hätte — Hilda's Liebe.

„Wie stattlich er aussah, als er an ihrem Fenster vorüberritt!“ dachte Leuthold. „Wie kann ich wagen, mich mit ihm zu vergleichen!“ und der Student schauete traurig herab auf seine schlanken, hagern Glieder und seine schmalen Hände.

„O, daß ich sterben — daß ich die Erinnerung an diese bittre, hoffnungslose Liebe verlieren könnte!“ stammelte er.

Sein Haupt auf seine Kniee niederbeugend und seine Mannheit vergessend, gab er der Schwäche einer Natur Raum, welche an Empfindsamkeit der eines Weibes glich, und schluchzte wie in den Tagen seiner Kindheit.

Mit der Reaction, die bald darauf in seinen Gefühlen eintrat, ward der junge Mann wieder ruhiger. „Ich will geduldig sein — ich will leiden,“ fuhr er fort, indem er die Reihe seiner Gedanken weiter verfolgte. „Der Sonnenschein des Lebens ist nicht für mich — ich muß meinen Geist schulen, damit er zufrieden lebe im Schatten. Warum willst Du murren, armes Herz? Die Zukunft wird blos sein wie die Vergangenheit. Von meiner Wiege an ist mein Leben nur Einsamkeit gewesen. Niemals habe ich die Freude des Geliebtwerdens gekannt!“

Während aber Leuthold dies sprach, durchzuckte ein Stich der Reue sein Herz, und eine schwache

geisterähnliche Stimme schien an sein Ohr zu schlagen:

„Mein Sohn, mein Sohn, hast Du mich denn vergessen?"

Der Student warf sich auf die Kniee nieder und rief:

„Vergieb mir, o meine Mutter, wenn diese wahnsinnige Liebe für einen Augenblick die Erinnerung an die Deinige verdrängt! Reiner, engelgleicher Geist, tröste mich jetzt!"

Er ergriff ein Crucifix und blieb auf den Knieen liegen, während er die Gebete einer Religion stammelte, an welche selbst die Tiefe seiner philosophischen Gelehrsamkeit seinen Glauben nicht erschüttert hatte — sie lag seinem Herzen zu nahe als daß die blose Macht des Verstandes sie umzustürzen vermocht hätte.

Allmählig kam eine Erstarrung über ihn; die Wirklichkeit, die ihn umgab, löſ'te sich in Schatten auf, und endlich schien er zu erwachen wie Einer, welcher träumend träumt, er werde aus einem Traume aufgerüttelt.

In diesem Augenblicke ging mit ihm die geheimnißvolle Veränderung vor, nach welcher er sich so lange gesehnt — sein Geist ward getheilt und er sah sein körperliches Ich.

Die Form, welche dieser reinen und edlen Seele zur Hülle diente, war nicht schön.

Der Schatten blickte herab auf Leuthold, wie er dakniete und dachte, wie gewöhnlich die Figur des Studenten aussah — klein, gebückt, obschon nicht wirklich verwachsen.

Das Gesicht war fahl, die Züge waren unregelmäßig und im Zustande der Ruhe gewöhnlich und ausdruckslos.

Die einzigen, die übrigen Mängel wieder einigermaßen gutmachenden Theile seines Gesichts waren die hohe, breite Stirn und große, sanfte graue Augen von Wimpern beschattet, die so lang und seiden waren wie die eines Mädchens. Aber es ließ sich nicht leugnen, daß, so wie er jetzt erschien, der Student kaum eine Spur von körperlicher Schönheit besaß.

Leuthold erhob sich, legte seine Bücher bei Seite und ging hinaus in die Straßen Leipzig's. Der unsichtbare Schatten folgte ihm und bewachte ihn, während er sich bewegte. Seine schlanke, kleine Gestalt würde in dem Gewühl einer großen Stadt unbemerkt geblieben sein; hier aber in Leipzig, welches schon seit Jahrhunderten der Hort der Gelehrsamkeit gewesen, gab es Viele, welchen Leuthold Auerbach

als ein junger Mann bekannt war, dessen Weisheit seinen Jahren vorauseilte.

Nicht Wenige, sowohl von den Alten, deren Umgang er suchte, als den Jünglingen, welche zu ihm kamen, um bei ihm Belehrung zu suchen, nahmen ihre Hüte ab, als er vorüberging. Das freundliche Lächeln des Wiedererkennens erleuchtete sein Gesicht, und der Schatten sah, daß sein Schritt fester ward und selbst sein Wuchs sich von dem Bewußtsein zu heben schien, daß er von Leuten, deren Achtung ihm angenehm war, auch wirklich geachtet ward.

Er begab sich nach der großen Halle, wo Studenten und Professoren sich zum Zwecke von Disputationen zu versammeln pflegten und Belehrung empfingen oder austheilten. Es war heute ein ganz besonderer Tag und innerhalb dieser Mauern eine große Anzahl Gelehrter aus allen Theilen Deutschlands versammelt.

Als Leuthold durch die Abtheilung schritt, wo die jüngern Mitglieder der Versammlung, Viele davon seine Schüler, saßen, hörte er ein Murmeln ehrerbietiger Glückwünsche. Seine Augen begannen zu strahlen und seine Lippen umspielte ein Lächeln fast eben so heiter wie das Hermann's.

Dem Geiste — obschon Phantom — war es,

als ob ein Sonnenstrahl der Freude sein luftiges Sein durchzuckte.

„Wir haben schon lange auf Euch gewartet, Herr Auerbach," sagte einer der jungen Männer. „Der berühmte Doctor aus Cöln hat Euch mit großem Lobe erwähnt, und unser Professor hat Euch auserſehen, die Rede zu halten, weil Ihr von den Studenten Leipzig's der gelehrteste seid."

Leutbold's Wange erglühete vor Freuden und er ging mit würdevollem Schritte weiter nach dem obern Ende des Saales, wo das gelehrte Conclave ihn erwartete. Hier hörte er, daß der Ruhm Leutbold's von Leipzig schon bis zu fernen großen Städten gedrungen war. Viele, deren Häupter ergrau't waren unter langjährigen Studien, traten vor, um die Hand des jungen Mannes freundschaftlich zu drücken. Er empfing ihre Glückwünsche und Lobsprüche mit selbstbewußter und doch bescheidener Demuth, welche seiner ganzen Haltung einen würdevollen Ausdruck verlieh.

„Man sagte mir, ich würde einen jungen Mann von schlichtem, gewöhnlichem Aeußern finden," flüsterte der große Gelehrte von Cöln. „Das finde ich aber nicht. Sein Benehmen ist wohl zurückhaltend, aber würdevoll, und sein Gesicht strahlt von Intelligenz."

„Ihr habt Recht, er besitzt die Schönheit eines

hohen Geistes. Ich bin stolz auf meinen Schüler," antwortete der Professor, welcher Hilda's Vater war.

Der Schatten hörte es, und sein lustiges Wesen schauerte vor Freude.

Es dauerte nicht lange, so erhob sich aus der dichtgedrängten Versammlung Leuthold Auerbach's Stimme. Anfangs war sie leise und zitternd, als ob sie von der Todtenstille, welche rings umher herrschte, bedrückt würde. So aber wie der Redner in seinem Vortrage weiterkam, ward sie fest.

Wir haben schon gesagt, daß Leuthold jenen unwiderstehlichen Zauber besaß — eine gedämpfte und doch klare melodische Stimme. Diese herrlichen Töne waren jetzt wie Musik und begleiteten die tiefe Weisheit, welche sie aussprachen.

Leuthold war kein leidenschaftlicher Redner; bei ihm lagen alle Gefühle tief, und gaben Allem, was er sagte und that, eine äußere Ruhe. Deßhalb waren seine Worte mehr die eines Weisen, der eine große Wahrheit vertheidigte, als die eines jungen Mannes, der in blühender Beredsamkeit seine Gemüthsbewegungen ausströmen ließ.

Die Klarheit und Innigkeit seines Geistes aber theilte sich auch seiner Rede, und auf diese Weise dem Herzen sowohl als dem Verstande der Menge mit, welche ganz Ohr war.

Als er schloß, trat erst ein tiefes Schweigen ein, ausdrucksvoller als Beifall, und dann verkündete lauter Zuruf, von welchem der Saal widerhallte, den Triumph des Studenten.

Fast überwältigt sank Leuthold zurück, und seine Freunde drängten sich um ihn. In der vordersten Reihe derselben befand sich der gelehrte Professor, der in den Tagen seiner ersten Jugend sein Lehrer gewesen.

„Ihr müßt heute mit zu mir kommen," sagte der freundliche alte Mann. „Hilda wird sich freuen, von Eurem Erfolge zu hören."

Der Schatten blickte auf sich selbst herab und sah, daß Leuthold's Gesicht vor Wonne glühete und seine Lippen vor innerer Bewegung zitterten.

„Ich bin jetzt müde, mein theurer Lehrer," antwortete er, indem er den Professor liebreich bei der Hand ergriff, „aber ich will heute Abend kommen — ja, sagt ihr, daß ich heute Abend kommen werde," wiederholte er, fast ohne zu wissen, was er sprach.

Unter dem Einflusse der Freude, welcher seinem ganzen Aussehen förmliche Schönheit verlieh, machte Leuthold sich wieder auf den Heimweg. Lange saß er in seinem stillen Zimmer — es erschien ihm jetzt nicht mehr so einsam wie am Morgen, und er selbst schien nicht mehr der bleiche, muthlose Student zu

sein, welcher verzweiflungsvoll vor dem Crucifixe gekniet hatte.

Er stützte den Kopf auf die Hand und das stets gegenwärtige Phantom wachte. Es war ein Gesicht, welches jeder Mann mit Ehrerbietung und jedes Weib mit Liebe betrachtet haben würde.

Als der Tag sich zu Ende neigte, hörte er die Schaar der heimkehrenden Jäger vorüberziehen, aber sie erweckten in ihm keinen Neid und er stand nicht einmal auf, um sie zu sehen.

Als der Abend kam, hüllte er sich in seinen Mantel und ging aus, um Hilda zu besuchen. Ehe er noch die Thür ihrer Wohnung erreichte, galoppirte ein Reiter wie rasend an ihm vorüber. Er drehete sich um und sah, daß es Hermann war, dessen dunkles Haar im Winde flatterte, während seine ganze Miene die größte Aufregung und Verstörtheit verrieth.

„Der arme Hermann! Er ist unmuthig; wahrscheinlich hat er auf der Jagd, an welcher er so viel Vergnügen findet, kein Glück gehabt," dachte der Student, und in seinem einfachen, sanften Gemüthe machte Leuthold sich fast Vorwürfe, daß er glücklich war, während sein Freund es nicht war.

Als er jedoch Hilda's Wohnung betrat, dachte er nicht weiter an Hermann.

Es war ein kleines freundliches Zimmer, in

welches er trat. Wie genau kannte er jeden Winkel desselben! Hier war jeden Abend während des langen Winters der mutterlose, einsame Jüngling von seinem gütigen Lehrer willkommen geheißen worden, und die kleine Hilda hatte eben so freudig einen Gespielen bewillkommnet, der viel sanfter und artiger war als ihre wilden Brüder.

Hier hatte, so wie die Jahre vergingen, der junge Mann den allabendlichen Belehrungen des Professors zugehört, während Hilda, die nun frauenhaft und zurückhaltend ward, aber immer noch freundlich und schwesterlich blieb, dabei saß.

Leuthold schauete liebend nach der Ecke, wo sie zu sitzen und zu arbeiten pflegte, während die Lampe ihr glattes braunes Haar und ihre sich rasch bewegenden Finger beschien. O wie glücklich waren diese Tage!

Mit diesen Gedanken beschäftigt, wartete der Student auf den Eintritt seiner Geliebten.

Endlich kam Hilda. Sie empfing ihn herzlich, faßte seine Hand in die beiden ihrigen — der arme Leuthold, wie erzitterte er bei dieser Berührung! — und sagte ihm, wie sehr sie sich über seinen Triumph freue.

„Mein Vater ist stolz auf Euch, Leuthold; wir sind Alle stolz auf Euch. Ihr dürft uns nicht ver-

gessen, wenn Ihr ein großer Mann geworden seid," sagte Hilda mit freimüthigem, freundlichem Lächeln

Der Student betrachtete sie, und seine ganze Seele leuchtete aus seinen Augen — diesen schönen grauen Augen! Er neigte sich über sie, während sie dasaß, und versenkte sich in die Wonne ihrer Gegenwart. Sie plauderten, wie sie immer thaten, von Dingen, welche Beide liebten, von der Zukunft, welche sich vor ihrem jungen Leben erschloß.

Sie sprach mit der offenherzigen Freundlichkeit ihres Gemüths und wie man mit einem theuren Freunde zu sprechen pflegt, während er aus jedem ihrer Worte und Blicke unaussprechliche Liebe sog.

Der Schatten schwebte über ihnen und gewahrte, wie die Magie der Liebe seiner Stimme neuen Wohlklang und seiner Zunge neue Beredsamkeit gab; wie sie sein Gesicht verklärte und seine Züge von dem Glanze eines überlegenen Verstandes und einem Herzen, welches erfüllt war von Allem, was im Menschen rein und gut ist, fast göttlich erscheinen ließ.

Der Geist schauete dies und frohlockte in sich selbst.

Hilda sprach mit der freundlichen Innigkeit eines Herzens, welches Nichts zu verbergen hat — ach, nicht einmal das süße Geheimniß der Liebe.

Sie lobte Leuthold, sie sprach von seiner künf-

tigen ruhmvollen Laufbahn und von dem, was noch besser ist als Ruhm, der stolzen Freude eines Lebens, welches dem wahren Berufe der Seele geweiht worden — dem Berufe, die Weisheit der vergangenen Jahre zu vermehren und die eigene Lampe, sei sie groß oder klein, so zu tragen, daß künftige Generationen durch ihren leitenden Strahlenglanz weiser und besser werden.

„Ihr seid eben so gut als gelehrt, Leuthold," sagte die Jungfrau. „Ihr werdet glücklich und geliebt durch's Leben gehen. Für Euch gestaltet sich Alles günstig."

Ihre Stimme klang weich, fast traurig, und ihr ganzes Wesen war gedämpft, denn während sie mit Leuthold sprach, dachte sie an Einen, der ihr noch theurer war.

Der Student ward getäuscht durch ihre freundlichen Worte, das Zittern ihrer Stimme, den plötzlichen Wechsel der Farbe auf ihrer Wange, ihre unruhige, ängstliche Miene. Er glaubte — o Wahnsinn dieses Traums! — es sei noch Hoffnung für ihn, und er könne mit der Zeit noch eben so geliebt werden wie er liebte.

Er erwähnte Hermann; sie aber, die in froher Gemüthsstimmung erröthet und gezittert haben

würde, wenn sie den geliebten Namen vernommen hätte, konnte jetzt in ihrem Kummer ihn ungerührt anhören. Kein äußeres Zeichen, welches zu Gunsten seines Nebenbuhlers gesprochen hätte, verdüsterte die Hoffnung des jungen Mannes.

„Ich sah Waldhof, als ich hierher ging, und glaubte, er wäre heute Abend bei Euch gewesen," fuhr Leuthold fort.

„Er kam allerdings, entfernte sich aber bald wieder," sagte Hilda ruhig, und der Student wagte keine weitere Frage zu thun.

War es möglich, daß Hermann Waldhof als abgewiesener Freier fortgegangen war? Und wenn dem so war, worin hatte dies seinen Grund?

Schon der Gedanke hieran ließ das Herz dessen, der so wahnsinnig liebte, höher und stürmisch klopfen. Er war zu edel gesinnt als daß er sich über den Kummer seines Freundes hätte freuen sollen, und dennoch ist die menschliche Natur schwach, und die Liebe ist eine Königin, welche jedes andere Gefühl besiegt.

Hilda war also vielleicht frei — er durfte vielleicht wagen, sich um ihre Liebe zu bewerben.

Dieser Gedanke überwältigte ihn, und so wie der Schatten seiner Seele alle diese widerstreitenden

Gefühle auf dem Antlitze des Studenten las, ward er ebenfalls unruhig.

„Was fehlt Euch, Leuthold?“ fragte Hilda freundlich, als sie seine aufgeregte Miene bemerkte. „Eure Hand brennt förmlich!“ und die Berührung ihrer weichen kühlen Finger ließ ihn von einem Schauer durchrieseln. „Theurer Freund,“ setzte sie hinzu; „es wird am besten für Euch sein, wenn Ihr nach Hause geht. Geht heim und schlaft; das Glück des heutigen Tages ist zu groß für Euch.“

„Ja, das ist es — es ist zu groß,“ rief leidenschaftlich der Student.

Er getraute sich nicht, weiter ein Wort hinzuzusetzen, oder noch einen Blick auf Hilda zu werfen, sondern sagte ihr hastig Lebewohl und verließ das Haus.

In der kühlen Nacht, unter den ruhigen Sternen beschwichtigte sich sein aufgeregter Gemüthszustand. Eine milde, träumerische Stimmung bemächtigte sich seiner, und der Zauber war zu Ende.

Leuthold wußte, daß sein Wunsch erfüllt worden; klar und deutlich erinnerte sich sein natürliches Ich alles Dessen, was der Schatten gesehen. Diese Kenntniß gab ihm keinen falschen Stolz; aber ein

wonniges Bewußtsein Dessen, was in ihm selbst war und wie er von Andern betrachtet ward, zog in sein Herz ein, und gab ihm Muth, Festigkeit und Frieden. Der schüchterne, bescheidene Student kannte jetzt seinen eigenen Werth und ward muthig.

Viertes Kapitel.

Leser, hast Du jemals einen jener glücklichen Augenblicke gekannt, wo Deine Seele plötzlich aus Finsterniß in's Licht tritt — wo, nachdem Du lange in der Dunkelheit gewandelt, die Sonne einer langverhüllten Freude durch den Nebel schimmert und Deine Thränen aufgetrocknet werden wie Thautropfen am Morgen? Das Leben wird Dir angenehm — Alles erscheint schön in Deinen Augen wie in denen eines Blinden, der so eben das Gesicht wiedererlangt; Du gedenkst nicht mehr der Zeit der Finsterniß, sondern geh'st hinaus, um in dem unverhofften Lichte zu schwelgen.

So war es mit Leuthold, als er bei Sonnen-Aufgang erwachte. Wie süß war das Erwachen! Zuerst kam die unklare Erinnerung an ein räthsel-

haftes Glück, und dann stieg ein Name auf seine Lippen. Die Erinnerung an seine Liebe — Tag für Tag sein erster Gedanke beim Erwachen — bemächtigte sich seiner mit ganzer Gewalt.

Der junge Mann erhob sich und schaute hinaus in das Tageslicht — niemals war es ihm so schön erschienen. Seine Augen umdüsterten sich vor ihn überwältigender Wonne; er streckte die Arme aus, als ob er in der Fülle seiner Freude die ganze Welt umarmen wollte; er murmelte den Namen der Person, die er liebte, und setzte jenes Wort hinzu, welches er bis jetzt noch nicht auszusprechen gewagt:

„Mein! mein!"

Ach, wie beklagenswerth ist die Liebe, die auf diese Weise sich selbst täuschen kann!

Leuthold nahm seine Bücher zur Hand, aber seine Gedanken schweiften umher. Was hatte die Philosophie mit der Liebe zu schaffen? Zuweilen durchzuckte ihn ein peinlicher Gedanke an Hermann. Wenn Hilda ihn nicht liebte, wie elend mußte er sein!

„Aber er wird es mit der Zeit vergessen. Hermann's Liebe ist nicht wie die meinige," murmelte der Student. „Er hat viele Freuden, ich blos eine einzige, aber diese geht über alle anderen."

Wieder tauchte Hilda's Bild vor ihm auf und

der Liebende versenkte sich in süße Träumerei. Er malte sich sein künftiges Leben, er sah im Geiste eine ruhige, friedliche Häuslichkeit, in welcher er seinen Studien obliegen und gelehrt und unter den Menschen geehrt werden könnte. Er bedachte, wie stolz der Professor sein würde, seine Tochter einem Manne zu geben, der sie verdiente, und zugleich mit dem Gedanken an den alten Mann erwachte der an die Kindheit — an freundliche ihn umringende jugendliche Gesichter, an Ruhm, der um ihretwillen erworben würde, damit sie noch stolz wären auf den Namen ihres Vaters, wenn derselbe auch längst in Staub zerfallen, und vor allen Dingen das Bild Hilda's als Weib, als Mutter, als immer noch schöne, immer noch geliebte Matrone.

Wie wollten sie zwei mit einander durch's Leben hindurchschweben, nicht lebend wie die weltlich Gesinnten — als ob dieses Dasein Alles wäre, sondern stets gemeinschaftlich aufblickend und in dem festen Glauben, daß Diejenigen, welche Eins sind in der Liebe und Eins in Herzen und Gemüthe, niemals getrennt werden, von welcher Art auch das spätere Schicksal der Seele sein möge.

Den ganzen Tag über konnte Leuthold diesen wonnigen Traum nicht bannen. Er schmiegte sich dicht an sein Herz und wollte nicht gehen; er folgte

ihm, als er hinausging in die wimmelnden Straßen; er färbte Alles mit seinem rosigen Lichte. Die Gesichter, welchen er begegnete, schienen aufmerksam in das seine zu blicken, als ob sie das Geheimniß seines Glückes erriethen.

Eine einzige Furcht nur bedrückte ihn — daß er vielleicht zufällig Hermann sähe.

Der Tag verging aber und Hermann kam nicht.

Am Abend ging Leuthold hinaus in's Freie, wo er glaubte, kein forschendes, neugieriges Auge könne seine Freude sehen. Aber selbst hier schienen die Wolken, während sie über ihm hinzogen, die Form von Hilda's Antlitze anzunehmen, und die kleinen Vögel zwitscherten ihren Namen. Die ganze Natur war für Leuthold erfüllt von Liebe.

Als er so träumerisch entlang wandelte, holte ihn Jemand ein. Seine Hand ward warm gedrückt und Hermann stand vor ihm.

„Du schlenderst ja einher wie ein Schlafender!" sagte der junge Waldhof.

Leuthold wechselte die Farbe und sah seinen Freund unruhig an. Hermann's Gesicht war nicht ohne einige Spuren von Aufregung, aber Kummer war darin nicht zu lesen.

„Ich habe Dich überall gesucht," fuhr Waldhof fort. „Ich habe Dir viel zu sagen, Leuthold."

„Hast auch Du Deinen Wunsch erreicht?" fragte Leuthold hastig. „Haben die Engel, welche wir an jenem Abende sahen — "

„Ich träumte einen Traum, habe ihn aber jetzt vergessen, mit Ausnahme Dessen, was er mich gelehrt. O, Leuthold, ich habe eine bittere Lehre empfangen, aber sie hat in Freude geendet — Hilda liebt mich!"

Es giebt Schläge, die so furchtbar, so betäubend sind, daß das Herz in uns sich in Eis zu verwandeln scheint, und dies ist Alles. Ein Blitzstrahl tödtet zuweilen, ohne daß eine äußere Wunde sichtbar ist.

So war es mit Leuthold. Die Hoffnung seines Lebens war zertrümmert, aber kein sichtbares Zeichen verrieth den tödtlichen Streich, der sein Inneres getroffen.

Hermann zog den Arm seines Freundes in den eigenen und sie setzten sich unter einen Baum. Hier und sein Gesicht von Leuthold abwendend, erzählte der junge Mann die ganze Geschichte seines Unmuthes und dessen Strafe.

„Diesen Morgen," rief er, „lernte ich mich kennen wie ich mich noch nie zuvor gekannt. Ich ward bis in den Staub gedemüthigt. Ich sehnte mich, mich zu Hilda's Füßen niederzuwerfen und zu sagen: „Hasse mich, verachte mich, ich verdiene es! Ich

bin nicht würdig, meine Augen zu Dir aufzuheben, und dennoch liebe ich Dich.""

„Und sagtest Du es wirklich, Hermann?" fragte der Student sehr ruhig.

„Ja, bester Leuthold, mein guter Engel war bei mir. Ich schüttete mein Herz aus vor ihr in seiner Scham, in seiner Demuth, und sie verachtete es nicht. Sie verzieh mir um meiner Liebe willen. Höre, was sie sagte — jedes ihrer süßen Worte steht in meinem Herzen geschrieben —: „Du bist sehr leichtsinnig, Hermann — Du hast eine Menge Fehler — Du bist nicht halb so sanft und gut wie Leuthold, und dennoch liebe ich Dich — und nur Dich!" Und dann schlang sie ihre theuern Arme um meinen Hals. Aber, Leuthold, wie Du schauderst!"

„Der Wind ist kalt — sehr kalt," murmelte der unglückliche Student.

„Dann nimm meinen Mantel. Komm' — wir wollen nicht länger hier sitzen bleiben — Du bist nicht so kräftig wie ich," antwortete der Andere, indem er mit ungewohnter Sanftheit des Benehmens seinen Freund heimwärts geleitete. Glückliche Liebe hatte allen seinen bessern Gefühlen freiern Spielraum gegeben.

„Ich finde es zuweilen sehr sonderbar, daß Du niemals Hilda geliebt hast," sagte Hermann, als sie

weitergingen, „und daß auch sie Dich nicht geliebt hat.“

„Mich geliebt — mich!“ wiederholte Leuthold.

„Ja — es hätte doch leicht der Fall sein können. Ich war fast eifersüchtig auf Dich, als Hilda diesen Morgen mit solcher Wärme von Dir sprach, und ich sagte es ihr auch. Sie lächelte aber blos und sagte, Du hättest Dir niemals so Etwas träumen lassen, Du wärst ihr wie ein Bruder und hättest nie etwas Anderes geliebt als Deine Bücher. Dennoch aber wird die Zeit kommen, Leuthold — Hilda sagte es auch — wo Du ebenfalls die Wonne glücklicher Liebe kennen lernen wirst. Du hättest hören sollen, wie sie Dein Lob pries — noch höher als das meine. Und dann schilderte sie, wie das Mädchen sein müßte, welches Dein hartes Herz gewinnen wollte — schön wie ein Engel, sanft wie eine Taube. Ha! ha! Leuthold, hörst Du?“ lachte der heitere junge Mann.

Leuthold lachte ebenfalls. So groß war seine Selbstbeherrschung, daß das leiseste Ohr keinen Mißton in dieser unheimlichen Heiterkeit entdeckt haben würde. Die freundliche Dunkelheit barg die Verzuckungen seiner Züge, das krampfhafte Ballen seiner Hände, den folternden Schmerz, als ob ein böser

Dämon ihm seine Krallen in die Brust schlüge — und Leuthold überwand und siegte.

Engel aber würden auf ihn herabgeschau't und über ihn geweint haben, der so furchtbar mit sich selbst kämpfte, daß in dem Kampfe fast der Faden des Lebens zerrissen ward.

An der Thür seiner Wohnung trennte der Student sich von Hermann freundlich und heiter wie gewöhnlich, ja er lauschte noch auf den sorglosen Tritt des jungen Mannes, als derselbe die Gasse hinabging und ein Liedchen trällerte, halb muthwillig, halb zärtlich, denn es sprach von Liebe.

Die Töne verhallten und Leuthold war allein.

Den Schmerz der ersten Stunde furchtbaren Erwachens aus dem Traume eines ganzen Lebens wollen wir nicht malen. Der, für welchen die Liebe blos das letzte Glied vieler süßer Bande ist, der letzte Nectartropfen in einem von den andern Segnungen des Lebens schon überfließenden Becher, kann niemals wissen, was sie für Den ist, der nichts Anderes hat. Eine solche Liebe — die Liebe von Jahren — ist nicht blos das Hauptziel des Lebens, sie ist das Leben selbst. Was muß ihre Vernichtung sein? Wir können es nicht malen — wir wagen es nicht. Gott helfe Denen, welche auf diese Weise Alles verloren haben!

Eine Nacht der Qual verging und Leuthold hatte mit seiner Seele gerungen, bis er sie jene gesegnetste aller Lehren gelehrt — Entbehrung und Duldung. Im Schweigen und in der Finsterniß hatte eine Geisterhand sich auf sein Herz gelegt und das stürmische Klopfen desselben ward still. Eine Geisterstimme hatte ihm in's Ohr geflüstert: „Frieden, Frieden! Auch Andere haben gelitten und Ruhe gefunden." Dann antwortete Leuthold in seiner Seele: „Ja, ich weiß es, im Grabe."

Die Stimme aber antwortete feierlich und vorwurfsvoll: „Auch im Leben giebt es Frieden. Glaubst Du, daß der Allgütige seine Kinder auf die Erde schicken würde, damit sie unheilbaren Kummer erdulden? Es giebt keinen Gram, der so schwer wäre, daß er nicht ertragen werden könnte, bis die Geduld endlich Ruhe und Frieden wird."

Und der nagende Schmerz in dem Herzen des Studenten hörte auf. Er wälzte sich nicht mehr, mit seiner Verzweiflung ringend, auf dem Boden seines Zimmers umher, sondern blickte aufwärts zum Himmel. Dieser war still und klar, aber ganz sternenlos, und Leuthold dachte bei sich, dies sei ein Bild seiner eigenen Zukunft. Während er noch so hinschaute, begann der Horizont hell zu werden, und seine thränenlosen, brennenden Augen sahen die

kommende Morgendämmerung. Dann wußte er, daß keine Nacht so lang und schauerlich ist, daß nicht endlich ein Morgen käme.

Die Quellen seines Herzens wurden entsiegelt — Thränen flossen und beschwichtigten ihn.

Er legte sich nieder und schlief einen Schlaf, so ruhig, als ob Engel seinen Pfühl bewachten.

Vielleicht war dem auch so — wer weiß es?

Während viele von Leipzig's Bewohnern noch schliefen, verließ Leuthold Auerbach seine Vaterstadt; wie er sich vorgenommen, auf immer! Er ließ freundliche Andenken für Alle zurück, die ihm lieb waren, aber er nahm von Niemandem Abschied. Niemand erfuhr seinen Weggang eher als bis er fort war, und er gab keine Andeutung in Bezug auf die Richtung, welche seine Reise nahm.

Vielleicht wußte er es selbst nicht; aber er fühlte, daß er nicht in Leipzig bleiben konnte. Ein rastloser Trieb zum Wandern bemächtigte sich seiner. Es war ihm, als könne er nicht eher wieder recht Athem holen als bis er aus seinen Augen, seinem Herzen und seinem Gemüthe jene Umgebungen verbannt hätte, in welchen er gleichzeitig so glücklich und so elend gewesen — bis die weite Welt zwischen ihm und seiner verlorenen Hoffnung läge.

Er ging, wie eben gesagt worden, fort, ohne

auch nur Hilda Lebewohl zu sagen. Er konnte jetzt, wo er wußte, daß alle Hoffnung für immer verloren war, ihr geliebtes Antlitz nicht wieder schauen. Gegen seine Vernunft — fast gegen seine Ueberzeugung — hatte ein einziger schwacher Strahl sich während dieser langen Jahre verborgener Liebe an sein Herz geklammert — nun aber war Alles finster.

Es dauerte nicht lange, so wußte er, daß das gänzliche Erlöschen einer flackernden Hoffnung am leichtesten zu ertragen ist — wenigstens nach einiger Zeit — diese Wahrheit aber sollte er erst noch lernen. Jetzt schien seine einzige Kraft darin zu bestehen, daß er von dem Gespenste einer entschwundenen Freude weit hinwegfloh.

Leuthold kam an Hilda's Wohnung vorüber und sein Herz schmolz. In all' seine Qual mischte sich kein Zorn gegen sie. Sie liebte ihn nicht, aber sie hatte ihn nicht getäuscht. Er hatte sich selbst betrogen. Sie war noch der Engel seines Lebens, der unbewußte Ursprung alles Dessen, was in seiner Natur rein und gut war; die Erweckerin seiner Seele. Hier strahlte ihr Bild noch in unumwölktem Glanze.

In dem einsamen Sonnenscheine des frühen Morgens stand Leuthold am Gartenpförtchen. Er drückte seine Lippen auf den kalten Stein, wo ihre Hand bei ihren vielen Abschiedsgrüßen so oft geruht,

und betete, daß sie gesegnet sein möge durch das ganze Leben hindurch, und glücklich in der Liebe Dessen den sie erwählt.

Während er noch so dastand, hörte er die Bäume im Garten rauschen. Ein leichter Tritt ließ sich die Gänge entlang vernehmen und man hörte einen leisen Gesang, der aus einem von seinem eigenen Glücke überfließenden Herzen zu kommen schien.

Es war Hilda's Stimme. Leuthold konnte es nicht länger ertragen; er eilte fort — fort, fort, immer weiter, als wenn seine Füße beflügelt wären. Der Traum seiner Jugend war für immer zu Ende.

Fünftes Kapitel.

Das Osterhochamt ward in der Kathedrale zu Haarlem gefeiert. Die gewaltige Orgel durchbraus'te das riesige Gewölbe, die Weihrauchfässer spendeten ihren Duft und die Priester murmelten die leisen, eintönigen Gebete einer Religion, deren geheimnißvolle Schönheit mehr zum Herzen spricht als zum Verstande.

Die Kathedrale war angefüllt von knieenden Andächtigen jedes Ranges. Der plumpe Bauer aus den holländischen Marschen, der nur wenige Grad über seinen barbarischen Vorfahren stand, von welchen der verfeinerte Tacitus verächtlich schreibt; der reiche Bürger von Haarlem, der, zufrieden mit seinem Reichthume und seiner Unwissenheit, die Pflichten der Religion und des Lernens den Priestern seines Glaubens überließ — eines Glaubens, welchen er

bekannte, aber niemals zu verstehen suchte — waren Beide da — und endlich gab es auch noch zufällige Pilger aus allen Gegenden, welche gekommen waren, um Augenzeugen des Osterhochamts zu sein und die große Orgel von Haarlem zu hören.

Von dieser ganzen anbetenden Menge wollen wir blos zwei Individuen näher in's Auge fassen, welche neben einander knieten, obschon nur der Zufall ihre Nähe veranlaßt hatten, denn sie waren einander vollkommen fremd.

Der eine der beiden Männer war schon weit im Leben vorgeschritten, mit phlegmatischen holländischen Zügen, deren Eintönigkeit nur durch den scharfen Ausdruck eines raschen dunkeln Auges einigermaßen gehoben ward. Er trug die Kleidung eines Bürgers, von feinen Stoffen und gut geordnet.

Neben ihm kniete der Andere — ein Mann, dessen Alter sich in dem mittlern Lebenskreise bewegte — in den Jahren von dreißig bis fünfzig. Sein Gesicht war dunkel und gebräunt und zeichnete sich weder durch Schönheit noch durch Häßlichkeit aus. In seinem braunen Haare zeigten sich schon beginnende graue Streifen und seine Haltung war gebückt. Seine nachlässige, aber nicht grobe Kleidung war von der Reise abgenutzt, und er betete wie Jakob, auf seinen Stab sich lehnend, der augenscheinlich die

Schritte des Wanderers während mancher ermüdenden Reise gestützt. Er ließ, während er so kniete, seine Hände darauf ruhen, lehnte seinen Kopf auf diese und schien in Gedanken versunken.

Sein Nachdenken schien aber nicht gerade der Religion gewidmet zu sein, denn er heftete seine großen sanften Augen auf den leeren Raum, und seine zusammengepreßten Lippen bewegten sich nicht, obschon rings um ihn her die gemurmelten Gebete der andern Andächtigen zu hören waren.

Als die geheiligte Hostie emporgehoben ward, waren die Augen des Fremden immer noch aufwärts gerichtet. Er neigte nicht sein Haupt, und sein Nachbar berührte ihn am Ellnbogen und flüsterte:

„Guter Freund, Ihr seid wohl ein wenig zerstreu't? Ihr vergeßt Euer Gebet."

Der Angeredete drehete sich hastig herum, schaute dem alten Bürger in das freundliche Gesicht und verneigte sich, eine Entschuldigung oder ein Zugeständniß murmelnd, eben so wie die Uebrigen, bis das heilige Emblem vorüber war. Nach Beendung des Gottesdienstes sagte der alte Mann zu seinem Nachbar:

„Verzeiht mir, daß ich Euch in Euern Gedanken störe, aber es geziemt allen guten Katholiken, in Bezug auf alle Ceremonieen doppelt sorgfältig zu sein, wenn

solche sündhafte Lehren wie die des Johann Huß verbreitet werden."

„Ich danke Euch für Euern guten Rath," antwortete der Fremde mit sanfter, wohllautender Stimme. Es war dieselbe, welche vor Jahren mit überredender Beredsamkeit in der Aula von Leipzig gehört worden, die an Hilda's Seite ihre ruhigen Worte verborgener Liebe gemurmelt, die im Geheimen ihre Qual wilder Verzweiflung ausgeströmt. Der Fremde in der Kathedrale von Haarlem war Leuthold Auerbach.

Angenehm berührt — vielleicht ohne es selbst zu wissen — durch den Wohlklang einer Stimme, die unwiderstehlich war, setzte der alte Mann, als sie mit einander hinausgingen, das Gespräch noch fort.

„Ihr scheint hier fremd zu sein?"

„Ich bin erst gestern in Haarlem angekommen."

„Und Ihr bewundert unsere Kathedrale; ist sie nicht schön?" sagte der alte Mann mit einem gewissen Grade von Stolz.

„Es ist die schönste, die ich jemals gesehen, und ich bin doch weit umhergewandert und habe keine Ruhe für meine Füße gefunden," fuhr Leuthold nachdenklich fort, während ein wehmüthiger Blick über sein Gesicht zuckte, der von seinem Begleiter nicht unbemerkt blieb.

„Vergebt die Zudringlichkeit eines alten Mannes,“ sagte der Holländer freundlich, „Ihr scheint aber müde zu sein, mein Freund, und wenn Ihr ein Fremdling seid und in Haarlem keine Heimath, keine Anverwandten habt — “

„Auf der ganzen weiten Welt habe ich keine.“

„Nun, dann kommt und bleibt bei mir, so lange Eure Geschäfte Euch hier zurückhalten. Unser Haus ist ein heiteres und frohes, meine Lucie wird den Gast ihres Vaters sicherlich willkommen heißen und ich habe ein halbes Dutzend Enkel, die sich bemühen werden, Euch die Zeit zu vertreiben. Ihr könntet anderwärts übler ankommen als in dem Hause des alten Laurentius Coster.“

Leuthold nahm diese unerwartete Gastfreundschaft mit der Herzlichkeit auf, die sie verdiente.

„Aber, Herr Coster,“ sagte er lächelnd, „ist es von Euch nicht ein wenig gewagt, auf diese Weise einen Fremden in Euerm Hause zu bewillkommnen?“

„Ich weiß nicht, wer oder was Ihr seid, ob reich oder arm, ob Edelmann oder Bauer,“ antwortete der treuherzige Bürger. „Ich brauche Euch aber blos in's Gesicht zu sehen, um zu wissen, daß Ihr ein guter Mensch seid, und das ist Alles, wornach ich frage. Ihr seid herzlich willkommen, voraus-

gesetzt, daß Ihr nicht etwa einer von jenen abscheulichen Ketzern seid."

Leuthold zog ein Krucifix aus seinem Busen.

„Ich bin ein guter Katholik, hoffe ich, wie Ihr auch schon gesehen habt. Ich war früher Student und bin jetzt noch ein demüthiger Jünger der gelehrten Wissenschaften. Mein Name ist Leuthold Auerbach."

„Dann willkommen! drei Mal willkommen!" rief Laurentius, indem er ihn warm bei der Hand ergriff. „Mein Instinct hat mich nicht betrogen. Ich für meine Person bin ein schlichter, ungelehrter Mann, aber ich bin mit der Freundschaft vieler reicher und guter Männer beehrt worden. Euer Name ist mir bekannt als der eines Mannes, den ein Fürst stolz sein könnte, in seinem Palaste willkommen zu heißen. Drei Mal willkommen in meinem Hause, Herr Auerbach!"

Leuthold's Brust ward von Freude durchschauert. Der sehnsüchtige Wunsch nach menschlicher Sympathie wohnte noch darin und gab bei der leisesten Berührung sich kund, als eine reine Quelle der Liebe gegen die ganze Menschheit.

Als nach dem Schlage, der ihn getroffen, sein Herz wieder ein wenig auflebte — so wie eine von einem schweren Steine zermalmte Pflanze nach einiger

Zeit mitten unter den Ruinen hervor ihre kleinen grünen Blätter zu treiben beginnt — hatte er gesagt:

„Ich will geduldig sein, ich will stark sein. Die Welt ist sehr groß. Ich will nicht über den Verlust einer Alles absorbirenden Liebe trauern, mein Herz soll durch diese Verzweiflung nicht erstarren, sondern um desto reicher sein an reiner, selbstverleugnungsvoller, allgemeiner Liebe — an himmlischer Güte.“

Und so war er gewandert, weit, an wüsten Plätzen und unter Menschen, welche das civilisirte Europa nicht einmal den Namen nach kannte. Er war von den gelehrten Priestern Rom's zu den wilden Gebirgsbewohnern Ungarns gezogen und dann zu den kaum weniger barbarischen Bewohnern der Winkel und Ecken seines deutschen Vaterlandes.

Er war von Stadt zu Stadt gepilgert, hatte überall die Spur des Elends als Engel des Friedens verfolgt und seine Gelehrsamkeit blos als ein Mittel betrachtet, Gutes zu thun.

Den Kranken war er Arzt, den Armen Tröster und Berather, zu den Schuldigen sprach er mit mahnender und doch mitleidiger Stimme.

Wenn alle Diese ihn segneten, wenn er in ihrem Glücke die Frucht seiner Mühen sah, dann gedachte Leuthold nicht mehr seines eigenen Kummers, sondern

freute sich, daß er auf diese Weise zu einem Werkzeuge des Guten auf Erden gemacht worden.

Laurentius und sein Gast schlugen den Weg nach der Wohnung des Erstern ein. Unterwegs plauderte Coster mit der nicht unangenehmen Geschwätzigkeit des Alters, und Leuthold erfuhr viel von dem frühern Leben seines neuen Freundes.

Sein Vater war Custos der Kathedrale gewesen, und dieses Amt hatte nach der Weise jener Zeit der Familie ihren Zunamen gegeben. Laurentius erzählte seinem Gaste die Ereignisse eines Lebens, dessen Verlauf durch keine jener Zeiten irdischer Sorge und geistiger Leiden getrübt worden, welche in der Geschichte feiner geformter Geister als Marksteine bitterer Erfahrungen dastehen. Er hatte auf bequeme, gemüthliche, gleichgültige Weise gelebt; er hatte geheirathet und die Freude überlebt; er hatte sein Weib verloren und den Kummer überlebt. Er sprach mit der Liebe eines Vaters von seinem einzigen Kinde Lucia, die mit ihrem Gatten und ihren Kindern sein Haus und sein Greisenalter erheiterte.

„Ich habe ein bequemes Leben gehabt und so viel Gutes gethan als die mir gebotenen Gelegenheiten erlaubten," sagte der alte Mann; „ich habe weiter keinen Wunsch als daß meine Kinder mich in den Schatten der Thürme der alten Kathedrale betten,

ein Gebet für mein Seelenheil sprechen und mich vergessen."

„Und ist dies Leben? Ist das Alles?" dachte Leuthold, während er zuhörte. „Habe ich keine höhere Existenz als diese?"

Und seine innerste Seele antwortete:

„Ja, Du hast das wahre Leben in Dir."

Er fühlte es und war zufrieden.

„Und dennoch," murmelte er, „giebt es auf Erden Niemanden, der auch nur das Gebet eines liebenden Anverwandten für die Ruhe meiner Seele verrichtete."

Die innere Stimme aber antwortete:

„Was kommt darauf an? Wenn Du Deine Mission auf Erden erfüllt hast, dann werden Deine guten Thaten, wie geheim sie auch sein mögen, gleichsam die Kinder Deiner Seele sein; sie werden aufstehen und ihren Vater segnen."

Laurentius Coster's Haus stand an dem Ufer des sogenannten Haarlemer Meeres, dessen Fluthen fast seinen Eingang bespülten und einen angenehmen Garten befruchteten, welcher seine Schönheit mehr der Hand der üppigen Natur als dem Geschmacke und Geschicke seines Bebauers verdankte.

Das Haus war augenscheinlich von einer Familie bewohnt, deren Reichthum sie in den Stand

setzte, den Luxus als eine Nothwendigkeit zu betrachten; denn das Fenster der großen Halle war von Glas, während die anderen Lichtöffnungen sorgfältig mit einem dünnen Drahtgewebe bedeckt waren.

Ueberdies hatte das Haus auch einen hohen Schornstein in der Mitte des Daches, über welchem der dichte Holzrauch aufwärts kräuselte und den angenehmen Geruch von brennendem Tannenholz verbreitete. Die Rauhheit der äußern Wände ward durch Epheuranken verhüllt, welche in anmuthiger Weise so gezogen waren, daß sie die ganze Vorderseite des niedrigen, nur ein Stock hohen Gebäudes bedeckten.

Es dauerte nicht lange, so hallte der Garten wider von dem Willkommenrufe eines Trupps Kinder, welche herbeigesprungen kamen, um ihren Großvater zu empfangen. Die Knaben tanzten mit unzähligen Begrüßungen und Fragen nach Ostergeschenken um ihn herum, während das älteste Mädchen — ein schweigsames, schüchtern blickendes kleines Fräulein von zwölf Jahren — ruhig dem alten Manne den Stock abnahm und seinen Arm durch den ihrigen zog und stolz darauf war, auf diese Weise seine Schritte zu stützen.

„Da seht, was es heißt, ein alter Großvater zu sein," sagte Coster zu Leuthold, der vor dem

lustigen Völkchen der Kinder ein wenig zurückgewichen war. „Komm', Lucie die Zweite," fuhr er, zu seiner Enkelin gewendet, fort, „Du mußt in Abwesenheit Deiner Mutter die Hausfrau vorstellen und meinen Freund hier bewillkommnen, den ich von Haarlem mitgebracht habe."

Die Kleine senkte das Köpfchen und schlug halb schüchtern, halb mit kindischer Koketterie die Augen nieder, und dann, ohne ihre langen Augenwimpern aufzuschlagen, legte sie ihre Hand in die Leuthold's und sagte:

„Ihr seid herzlich willkommen, und ich hoffe, daß Ihr lange hier bleiben werdet."

„Das will ich sehr gern," antwortete Leuthold, indem er sich bückte und das sanfte, erröthende Gesicht küßte. Und dann immer noch Lucia's Hand festhaltend, trat er in das Haus mit einem Gefühle heimischen Glückes, welches dem einsamen Wanderer lange unbekannt gewesen.

Sechstes Kapitel.

Wochen, Monate vergingen, und Leuthold von Leipzig war immer noch ein geehrter Gast in der Familie Laurentius Coster's. Es herrschte hier eine patriarchalische Einfachheit, welche für das Gemüth des Wanderers höchst erquickend war. Die Kinder liebten ihn, denn er ward abwechselnd ihr Lehrer und ihr Spielkamerad. Die Mutter — eine würdige holländische Hausfrau, für welche ihre Familie ihre ganze Welt war — betrachtete ihn freundlich als einen harmlosen, sanften Mann, der wenig aß und noch weniger sprach, und der alte Coster selbst ließ, nachdem er sich vergebens bemüht, seiner eigenthümlichen Manier von Heroenverehrung dadurch zu genügen, daß er Leuthold mit der schwerfälligen Ehrerbietung begegnete, die einem großen Manne

gebührte, ihn endlich unbeachtet und unbelästigt durch die Bürde seines Ruhms sich in der Familie einnisten, wie es ihm am besten zusagte.

Als Leuthold davon sprach, seine Wanderungen fortzusetzen, geschah es in zögerndem und fast bekümmertem Tone, der von der ganzen Familie getheilt ward.

Johann und Peter, die beiden älteren Knaben, protestirten laut gegen seine Abreise, und die kleine Lucia hob thränenvoll ihre sanften Taubenaugen empor, welche jetzt gelernt hatten, unter ihren Wimpern hervorzulugen, selbst in Gegenwart des berühmten Herrn Auerbach.

„Liebt Ihr uns nicht mehr, daß Ihr gehen wollt?“ sagte das Kind in innigem Tone. „Ihr wißt, daß wir Euch lieben — ich mehr als Alle. Warum wollt Ihr nicht bleiben?“

Es ist so süß, die Sprache der Liebe zu hören, wenn auch nur von einem Kinde.

Leuthold's Augen umflorten sich, während er die sanfte Sprecherin auf sein Knie zog.

„Du liebst mich, theures Kind! Also liebt mich wirklich Jemand?“

„Was könnt Ihr nach einem so freimüthigen Geständnisse von diesem kleinen Fräulein mehr wünschen?“ sagte der Großvater in heiterem Tone. „Aber,

Herr Auerbach, sagt mir, wohin wollt Ihr und wer ist es, dem Ihr vor uns den Vorzug gebt? Ich dachte, Ihr hättet Nichts, was Euch an die Heimath fesselte?"

„Ich habe in der ganzen weiten Welt keine engeren Bande als hier," antwortete Leuthold. „Es scheint mein Schicksal zu sein, durch das Leben hindurchzutreiben wie ein Büschel Seegras, und niemals einen Ruheplatz zu finden. Ich bin hier glücklich gewesen und gehe nun wieder fort, um mein Schicksal zu erfüllen, welches mich zu stetem Umherwandern nöthigt."

„Nein, Du darfst nicht fort, mein Sohn!" rief der alte Mann, dessen ehrerbietiger Ton in den herzlicher Zuneigung überging. „Höre, was dieses kleine Mädchen sagt, und bleib' bei uns. Wenn Du zu stolz bist, um als Bruder in eine Familie aufgenommen zu werden, welche sich durch Deine Gegenwart geehrt fühlt, so wirst Du Dich wenigstens nicht weigern, diese wilden Knaben erziehen zu helfen, die es als ihr größtes Glück betrachten müssen, von dem gelehrten Doctor Leuthold Auerbach unterrichtet worden zu sein. Deßhalb bleibe, mein Sohn, wenn ich Dich so nennen darf."

Leuthold schlug in Coster's Hand ein und der

Vertrag war besiegelt ohne ein Wort als Lucia's freudigen Ausruf:

„Ha, nun glaubt Ihr, daß wir Euch lieben!"

Und sie setzte sich zu seinen Füßen nieder und blickte in sein Gesicht empor mit Augen, welche mehr sagten als ihre Worte — Augen, in welchen die Seele des Weibes durch die ahnungslose Unschuld des Kindes hindurchdämmerte.

„Herr Auerbach," sagte der älteste Knabe nach einer langen, leise geführten Berathung, „jetzt, wo Ihr Mitglied der Familie seid, müssen wir Euren Namen in unser geschnitztes Register aufnehmen. Wie schreibt Ihr Leuthold?"

Nachdem diese Frage beantwortet war, begann der Knabe, sich wieder mit seinen Brüdern zu berathen.

„Ein L und ein H," sagte der jüngere, Johann, nachdenklich. „Diese Buchstaben sind schwer zu schneiden. Großvater, Du mußt sie uns ausschneiden, wie Du an dem Baume gethan."

Und er brachte eine große Schachtel herbei, die mit Buchstaben von allen Größen, plump in Rinde geschnitten, angefüllt war — einige getrennt, andere in langen Streifen zusammenhängend und die Namen der Familie bildend.

„Nun sollt Ihr sehen, wie geschickt wir schreiben

können, ohne uns einer Feder zu bedienen, und was für eine Menge wir auf ein Mal fertig machen können," sagte Peter. „Kommt, lieber Meister!"

So ward Leuthold gewöhnlich in der Familie genannt.

Der Knabe führte ihn an eine plumpe Art Presse und zeigte ihm, wie, indem man diese geschwärzten Buchstaben auf weißes Papier legte, Abdrücke von den Namen der Familienglieder genommen wurden.

„Dies nennen wir unsere Druckerei," sagte der Knabe stolz, als er Leuthold's Ueberraschung und Neugier bemerkte. „Wir haben auf diese Weise alle unsere Namen hergestellt, und Ihr sollt bald sehen, wie sich auch der Eurige auf dieselbe Weise schreibt. Einmal druckten wir einen ganzen Satz: Ave Maria, ora pro nobis — es sah ganz hübsch aus."

„Und wer hat denn dieses seltsame Spielwerk erfunden?" fragte der gute Meister.

„Unser Großvater schnitt uns den ersten Buchstaben aus der Rinde einer Birke, als wir im Walde spazieren gingen. Dann nahm Peter einen Abdruck davon, und wir sahen, wie es die Mühe des Schreibens ersparen würde und viel hübscher aussähe. Aber Du hörst ja gar nicht, guter Meister!" sagte der Knabe, als Leuthold mit den Buchstaben in der

Hand dasaß, anscheinend in tiefes Nachdenken versunken.

In dem Spielzeuge des Kindes gewahrte der Mann des Gedankens und der weitblickenden Intelligenz, obschon noch undeutlich, den Ursprung einer gewaltigen Macht, welche in künftigen Jahrhunderten die Welt bis in ihr Centrum beherrschen sollte. Er sah, wie die Gelehrsamkeit in weite Ferne getragen — wie das Werk eines Lebens in Einem Tage umgeschrieben und auf diese Weise der Segen der Erkenntniß in einem Grade verbreitet werden könnte, wovon man bis jetzt noch nie geträumt. Diese Möglichkeiten drängten sich, obschon unklar, dem Manne der Wissenschaft mit einer Gewalt auf, die er wohl fühlen, aber nicht definiren konnte.

Ein plötzliches Licht blitzte vor seinen Augen auf und trieb ihn, die große Idee zu verwirklichen, welche aus einem jener seltsamen Ereignisse hervorgegangen, die wir Zufall nennen, die aber das Schicksal sind.

Laurentius Coster war einer jener Männer, welche in die Welt gesendet zu sein scheinen als unbewußte Werkzeuge zu etwas Großem und Gutem, die aber niemals Etwas von ihrer Mission ahnen und sie mehr in Folge eines scheinbaren Fatums

erfüllen als durch die entschlossene Thätigkeit ihres eigenen Willens.

Wie wenig ahnte der schlichte Mann, als er seinen Enkeln Spielzeuge schnitzte, daß er den Weg für die glorreichen Schritte der Freiheit, der Wissenschaft und Literatur bahnte — daß der Name, welcher, wie er in seiner Demuth glaubte, bald vergessen werden würde, von Generation zu Generation als der des Erfinders der Buchdruckerkunst überliefert werden sollte!

Leutholb Auerbach brachte die ganze Nacht mit Nachdenken zu, suchte dann Laurentius auf und theilte ihm enthusiastisch und begeistert mit, was in seinen Gedanken vorging.

Der sanfte, etwas phlegmatische Holländer blieb aber vollkommen ungerührt. Er konnte nicht glauben, daß aus einem so geringfügigen Dinge — einem kindischen Spielzeuge — so große Wirkungen hervorgehen könnten, wie Leuthold voraussagte.

Der Meister zog ihn an's Fenster.

„Schauet," rief er in seiner Energie, „sehet diesen stattlichen Baum, in dessen Zweigen die Vögel ruhen und die Lüfte spielen — früher war es ein kleines Samenkorn, das mit Füßen getreten ward. Eine Hand aber fand es, pflanzte es, und schaut es jetzt! So ist der Beginn jeder neuen Wissenschaft.

Sie wird entdeckt, ein winziges Samenkorn gepflanzt, zuweilen ohne Absicht, zuweilen durch das, was die Menschen thörigter Weise „Zufall“ nennen; es schlägt Wurzel und wächs't, und Niemand kann es hindern. Bedenkt, daß einige von der Hand eines achtlosen Arbeiters zufällig gemischte und in das Feuer geworfene Sandkörner die helle schöne Substanz hervorbrachten, welche jetzt Euer Fenster bildet, und wer weiß, wo die Wunder dieser Kunst des Glasmachens enden werden! Sie macht dem Auge Dinge deutlich sichtbar wie ein neuer Sinn. Vielleicht sehen wir dereinst dadurch die fernen Geheimnisse der Sterne. Und so wird es auch mit Eurer Entdeckung sein, Laurentius.“

„Du hast einen allzulebhaften und allzuhoffnungsvollen Geist, lieber Leuthold,“ sagte der alte Mann mit halb ungläubigem, aber sanftem Lächeln, während er den eindringlichen Worten seines Freundes zuhörte. „Welchen Nutzen versprichst Du Dir von diesem Drucken?“

„Hast Du niemals überlegt, daß es das Schreiben auf unendliche Weise vervielfältigen wird; — daß jene seltenen und kostbaren Werke, zu deren Abschreiben ein ganzes Menschenleben gehört, künftig nicht mehr der alleinige Luxus des Reichen sein werden; — daß dieselbe Kunst, womit diese Kinder einen Namen oder

ein Gebet drucken, auch angewendet werden kann, um ein ganzes Buch hervorzubringen? O, Laurentius, wenn Ihr in die Zukunft sehen könntet wie ich, wenn Ihr sähet, wie Euer Name berühmt sein wird — wie Eure Kinder geehrt sein werden, und wenn Ihr vor allen Dingen das Gute sehen könntet, welches Ihr einmal auf Erden zurücklassen werdet! Wie gesegnet muß ein solches Leben sein!"

Coster, der durch Leuthold's eindringlichen Ton endlich doch ergriffen und gerührt ward, schien mehr als halb überzeugt zu sein.

„Wohlan, theurer Meister, was wünschest Du, das ich zur Förderung dieses großen Zweckes thue? Ich will Alles thun um Deinetwillen."

„Nein, nicht um meinetwillen, sondern um Deiner selbst, oder vielmehr um der ganzen Welt willen!" rief der enthusiastische Philosoph.

Und dann setzte er seinem überraschten Zuhörer verschiedene Pläne auseinander, welche der Scharfsinn eines Mannes der Wissenschaft auf die neue Erfindung anwendbar machen konnte.

„Es ist seltsam, es ist wunderbar," sagte Laurentius nachdenklich, als Verbesserungen, die ihm niemals eingefallen waren, von dem Meister angedeutet wurden, und allmählig begann in dem guten Flamländer der Gedanke zu dämmern, daß dieser

flüchtige Zeitvertreib in der That sich als eine wunderbare Entdeckung erweisen könnte. Er war wie ein Mann, der einen Kiesel aufgehoben, den eine geschicktere Hand als die seine polirt und darin einen kostbaren Edelstein gefunden hatte. Und dennoch bedachte er, eben wie dieser selbstzufriedene Sucher, nicht, daß er ihn blos als einen gewöhnlichen Stein gefunden, und daß, so viel er von dem Werthe desselben verstand, es vielleicht für immer ein gewöhnlicher Stein geblieben wäre, wenn nicht ein klügerer Kopf als der seine den Schatz zu Tage gefördert hätte.

Laurentius überließ sich der Freude und dem Stolze. Er war nun endlich von dem spätern Erfolge seiner Entdeckung überzeugt, und so wie dieselbe in Folge von Leuthold's Geschicklichkeit und Scharfsinn immer weiter vorrückte, begannen die Gelehrten von Haarlem es auch einzusehen.

Coster ward jetzt als der Erfinder einer wunderbaren Kunst geehrt, und man begann von ihm zu sprechen, wie man von dem ehrlichen Bürger noch niemals gesprochen.

Als das erste plumpgedruckte Buch erschien, kannte die Freude des alten Mannes keine Grenzen. Er betrachtete es, wendete die unzierlich geformten, aber doch leserlichen Blätter immer und immer

wieder um, bis seine alten Augen in Thränen schwammen.

„Ist es möglich, daß ich, Laurentius Coster, dies Alles gethan — daß ich Etwas erfunden habe, was an Zauberei grenzt?“ rief er.

Und dann umarmte er seine Tochter und nahm seine Enkel auf's Knie und ließ sie die Schrift einen Buchstaben nach dem andern hersagen.

„Meine lieben Enkel, mein lieber Johann und Peter,“ sagte er, „ich bin alt; ich werde es nicht erleben, die volle Freude an dem Werke meiner Hände zu genießen, aber Ihr werdet es sehen. Ja, meine Kinder, Ihr werdet Euren alten Großvater, wenn er nicht mehr ist, nicht vergessen, die Welt wird es ohnedies nicht zugeben. Ach, mein Gott, wenn ich bedenke, daß mein armer Name in der That Jahrhunderte lang als der des Mannes genannt werden wird, der alles Dies gethan! Kinder, Ihr werdet dereinst stolz darauf sein, daß Ihr von Laurentius Coster abstammt!“

„Großvater,“ murmelte Lucia, „Du bist mit uns so glücklich und froh, daß Du Leuthold vergissest. Sieh', wie ernst und schweigsam er dort steht.“

„Ach ja, kommt her, mein lieber Leuthold — mein guter Freund,“ rief der alte Mann, dessen Herz der ganzen Welt geöffnet war. „Ihr wart der Erste,

der mir sagte, was ich gethan, und Ihr sollt nicht vergessen werden. Ihr sollt mein Glück mit diesen Kindern theilen und ein reicher Mann sein, so lange Ihr lebt!"

Leuthold lächelte und machte eine sanfte verneinende Bewegung mit dem Kopfe. Dann klagte er über Müdigkeit und zog sich auf sein Zimmer zurück. In seiner Einsamkeit saß er und beschäftigte sich mit Gedanken, die halb angenehm, halb traurig waren.

„Ja, so ist es," sagte er vor sich hin. „Ich habe gearbeitet und Andere werden die Frucht meiner Arbeiten ernten. Der Name dieses alten Mannes wird geehrt werden, während man des meinigen nicht weiter gedenkt. Ich werde dahingehen wie ein Lufthauch, oder wie eine sich brechende Wasserwelle. Und doch, was kommt weiter darauf an? Der beflügelte Lufthauch hat einen kostbaren Samen zurückgelassen — die Welle hat eine Perle an's Ufer gespült. Das Werk beider ist verrichtet."

Siebentes Kapitel.

Die Dichter vergleichen das Leben mit einem eilenden Flusse — mit einer schnellen und doch ermüdenden Reise, mit einem veränderlichen Tage. Sie nennen die Zeit einen Feind, einen Vernichter — zuweilen einen geliebten Freund, doch geschieht dies blos in der bittern Ironie des Kummers.

Im Grunde genommen sind das vergängliche Leben und die veränderliche Zeit nur die äußere Hülle. Die wahren Seelen, welche auf der Erde wandeln — und es giebt deren, Gott sei Dank, viele, was auch immer kaltherzige Skeptiker von der Menschheit sagen mögen — verändern sich in der That niemals und werden ebensowenig alt. Sie reifen blos an Weisheit und an allen guten Dingen, und werden tauglicher für die himmlische Ernte.

Bei denen, welche von gröberem Stoffe geschaffen sind, drückt der ermattende Körper den Geist nieder und das Herz wird mit dem Körper zugleich alt; die ächten Engelgeister aber bleiben stets jung.

Auf diese Weise war Leuthold Auerbach, als der ominöse Schatten von vierzig Jahren ihn beinahe ereilt hatte, in seinem Herzen noch eben so jung als er mit fünfundzwanzig Jahren gewesen. Sein Auge strahlte noch bei dem Anblicke alles Schönen, seine Stimme hatte noch ihren frühern sanften Ton, und obschon seine Gestalt noch tiefer gebeugt war und die Zeit ihre Hand an die edle Stirn und an das volle üppige Haar gelegt, so daß jede Wellenlinie des schöngeformten Kopfes dem Auge des Beobachters sichtbar war, so war Leuthold Auerbach doch immer noch kein alter Mann.

Die Natur, die stets gerecht ist, entschädigt zuweilen Die, deren Mangel an Schönheit sie in der Jugend alt erscheinen läßt, dadurch, daß sie die schrofferen Anzeichen des Alters mit zarter Hand von ihnen fernhält. Hätte der Selbstseher seine jetzt so lange nicht gebrauchte Gabe geübt, so würde er sich gewundert haben, daß fünfzehn Jahre über ihn dahingegangen waren und so wenig Spuren zurückgelassen hatten.

Der gute Meister — diesen Namen hatte er

immer noch — saß eines Tages bei seinen jetzt zu jungen Männern heranwachsenden Schülern. Johann und Peter waren emsig mit dem Schnitzen von Buchstaben beschäftigt, denn Laurentius behielt klüglich alle Geheimnisse seiner Erfindung im Kreise seiner eigenen Familie. Seine Enkel waren die einzigen Bewahrer der ersten Mysterien des Buchdrucks, mit Ausnahme eines Dieners, Namens Gensfleisch,*) welcher später das Geheimniß mit nach Mainz nahm und dort damit als mit seiner eigenen Erfindung hervortrat.

Der alte Mann ging im Zimmer auf und ab. Bald sah er den jungen Arbeitern zu, bald ertheilte er seinem Diener, der an der Presse beschäftigt war, Befehle und schauete dann mit Stolz und Freude auf die verschiedenen Beweise seines Erfolgs, welche in Gestalt von gedruckten Blättern das Zimmer schmückten.

„Es ist vergeblich, Großvater," rief endlich Johann, indem er seinen Block hinwarf; „ich kann diese Buchstaben nicht schneiden, und da ich hier der beste Arbeiter bin, so kann es auch Niemand anders.

*) Im englischen Original „Geinsfleicht" (!!). Daß die hier gegebene Darstellung der Erfindung der Buchdruckerkunst eine irrige, mit der Geschichte in Widerspruch stehende ist, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

D. Uebers.

Du mußt einen Holzschnitzer in Arbeit nehmen und es auf die Gefahr ankommen lassen, daß er unser Geheimniß verrathe. Ich kann mich nicht länger vergeblich abmühen."

„Ha, Du warst von jeher ein ungeduldiger Knabe," sagte der Großvater, verzweifelnd den Kopf schüttelnd. „Leuthold, lieber Meister, was sollen wir thun?"

„Der Knabe spricht weise, obschon es nicht seine Absicht war," antwortete Leuthold. „Die Arbeit geht über seine Geschicklichkeit — sie erfordert eine geübte Hand."

„Und wem unter den Holzschnitzern in Haarlem können wir trauen? Sie sind ein rohes, gewissenloses Gesindel, welches uns unser Geheimniß stehlen und damit davonlaufen würde. Komm', Lucia," fuhr er fort, als die Thür sich öffnete und ein junges Mädchen eintrat, „Du hast mehr Verstand als Deine beiden Brüder; sage uns, wie sollen wir diese Arbeit fertig machen, welche Johann in seinem Unmuthe aufgegeben hat?"

Lucia erhob ihre Augen mit demselben Blicke, welcher ihr schon als Kind eigen war — alles Andere dagegen war bei ihr verändert.

Die runden bausbäckigen Züge waren regelmäßiger geworden; die Gestalt hatte die volle weib-

liche Höhe erreicht; das hübsche Ansehen des Kindes hatte sich zur Schönheit vervollkommnet — zu einer Schönheit, die durch den Geist, der hindurchstrahlte, noch liebenswürdiger gemacht ward. Lucia war in ihrem siebzehnten Jahre in der That die Vollkommenheit des Mädchenalters — gedankenvoll, ruhig, heiter, und doch mit einer fast zur Leidenschaft ansteigenden Welt von Gefühl, die in den tiefblauen Augen, in den zitternden Lippen schlummerte.

„Ich wund're mich nicht, daß Johann diese feine Arbeit nicht schneiden kann," sagte sie.

„Ja, das ist es eben! Und wem könnten wir sonst trauen, mein Kind? Ein Holzschneider ersten Ranges würde die Arbeit nicht annehmen, und unter den wilden jungen Männern, welche Peter hierher bringt, giebt es nicht einen einzigen, welcher ehrlich wäre."

„O doch, Großvater," antwortete das Mädchen, „von Georg Surlan, dem Holzschneider von Ulm, kann Niemand etwas Unrechtes sagen."

„Wie, von dem lustigen Georg, dem Meistersänger, der durch seine lachenden Augen und seine heitern Liedchen junge und alte Herzen stiehlt?"

„Er ist nicht blos lustig, sondern auch gut, Großvater. Ich bin überzeugt, daß Du ihm trauen könntest. Auch ist er ein Liebling unseres guten

Meisters," sagte Lucia, indem sie ihre Augen zum ersten Male zu Leuthold's Gesicht emporhob.

Die beiden Knaben brachen in lautes Gelächter aus.

„Georg gefällt Dir, weil er Deinen Kopf zum Modell eines seiner geschnitzten Engel wählte, Schwester. Wie eitel doch die Mädchen sind!" rief Johann boshaft.

Lucia schauete auf den Meister, dessen durchdringender Blick auf ihr Gesicht geheftet war. Sie sah es und erröthete tief.

„Nein, es ist nicht an dem!" murmelte sie. „Ihr dürft nicht so übel von mir denken."

Und plötzlich ergriff sie Leuthold's Hand mit einer kindlichen Miene, wie um einem Vorwurfe zuvorzukommen.

„Lucia ist niemals eitel," sagte Leuthold sanft, indem er sie mit der freimüthigen Vertraulichkeit, die seinen Verkehr mit der ganzen Familie stets kennzeichnete, an sich zog und ihr schönes blondes Haar glattstrich, wie ein Vater oder älterer Bruder hätte thun können. Es war ein Zeichen von Theilnahme, welches zwischen ihnen gewöhnlich war, und dennoch schien Lucia zu zittern und die Farbe zu wechseln, während ein Lächeln ihre Lippen umspielte.

„Der lustige Georg scheint gewußt zu haben, daß wir von ihm sprachen," rief Johann, der sich

mürrisch und schmollend an's Fenster geflüchtet; „seht, da ist er — er kommt hierher. Nun, Großvater, kannst Du ihm meinen Platz einräumen, da Lucia so kühn für seine Ehrlichkeit steht."

„Was sollen wir thun, guter Freund?" sagte der alte Mann unentschlossen, indem er sich zu Leutshold wendete, der, obschon Laurentius dies selbst nicht wußte, der Lenker aller seiner Handlungen war, weil er den unvermeidlichen Einfluß eines starken Geistes über einen schwachen besaß.

„Ich glaube," sagte der Meister, „Georg würde Eurem Zwecke entsprechen, Laurentius. Lucia hat die Wahrheit gesprochen. Er ist ein geschickter und ehrlicher junger Mann, der Sohn eines würdigen Vaters, den ich früher sehr gut kannte. Ihr könnt ihm in der That Vertrauen schenken."

„Der Meister hat alle Mal Recht. Ich will gehen und Georg holen," sagte Peter, und da er auf keinen Widerspruch stieß, so entfernte er sich.

Es dauerte nicht lange, so trat Georg Surlan ein. Er war ein schlankgebauter Jüngling von anmuthigen Formen, so daß er viel jünger aussah als er wirklich war. Seine Kleidung war die eines Studenten, aber leicht und bunt, und auf seiner Schulter trug er ein Zeichen, welches den König David, die Harfe spielend, vorstellte. Es war dies

das Kennzeichen des Ordens der Meistersänger, einer Brüderschaft, welche in Deutschland aufkam, nachdem die Minnesänger verschwunden waren, und den musikalischen Charakter der Letztern mit vielen Regeln und Ceremonieen verschmolz, die fast an Maurerei streiften.

Dieser Brüderschaft von Sängern, welche Männer aus allen Ständen zu Mitgliedern zählte und die einmal in ganz Deutschland fast allgemein war, gehörte auch der junge Holzschnitzer an.

Der Meistersänger nahm die Mütze von den blonden Locken und sah sich mit großer Ueberraschung in dem Zimmer um, welches dem Gerüchte zufolge der Schauplatz von Coster's geheimnißvollen, räthselhaften Arbeiten war.

Er verneigte sich ehrerbietig gegen den alten Mann und gegen Leuthold, und dann als sein rasches Auge dem des jungen Mädchens begegnete, strahlte es vor Freude.

„Man sagt mir, Ihr wäret nicht blos ein rechtschaffener, zuverlässiger junger Mann, sondern auch ein guter Holzschneider," begann Laurentius sofort. „Ich habe Euch rufen lassen, Georg Surlan, damit Ihr uns helfen möchtet, und stehe im Begriff, Euch ein großes Geheimniß anzuvertrauen. Herr Auerbach sagt, ich könnte es thun."

Der junge Mann warf dem Meister einen dankbaren Blick zu und entgegnete:

„Er soll nicht Ursache haben, seine Güte zu bereuen. Was kann ich thun?"

Und nun begann Laurentius in einer langen Rede die Nothwendigkeit der Geheimhaltung auseinanderzusetzen und erwähnte das feierliche Versprechen, welches man von dem jungen Manne in Bezug auf die Arbeit, die er verrichten sollte, erwartete.

Der Meistersänger hörte etwas ungeduldig zu, Leuthold aber benutzte eine Pause in dem langweiligen Vortrage, um Alles bündig zu erklären.

„Ihr müßt versprechen, das Geheimniß zu bewahren, und ich weiß, daß Ihr Euer Wort niemals gebrochen habt. Ich stehe für Euch, und dieses Kind thut, wie es scheint, dasselbe," sagte Leuthold, indem er lächelnd Lucia ansah.

„Dann mache ich mich verbindlich, Alles in der Welt zu thun," rief Georg Surlan eifrig und ergriff die Hand des Meisters, obschon seine strahlenden Augen Lucia's sanftes Antlitz suchten.

Sie antwortete ihm mit einem freimüthigen und freundlichen Lächeln, senkte aber nicht ihre langen Wimpern und erröthete auch nicht.

Ach, während die ganze Seele des jungen Mannes ihr zu Füßen lag — während er alle ihre Bewegungen mit jener zögernden Innigkeit beobachtete, die nur aus der Liebe entspringt, betrachtete sie ihn mit gleichgültigem Blicke, ohne den Schatz zu ahnen, den sie auf diese Weise von sich warf!

Für das träumende Mädchen, welches gänzlich in ihre romantische Welt versunken war, gab es auf Erden nur einen Mann, der ihr edel und weise erschien — würdig, das Ideal der stürmischsten Hingebung zu sein.

Dieser eine war Leuthold Auerbach.

Die Liebe des Weibes ist weit geistiger als die des Mannes, denn oft ist sie von äußerer Schönheit ganz unabhängig. Das Gemüth eines Weibes von ächtem Herzen ist erfüllt von der Eigenschaft, welche man Heroenverehrung nennt, und diese, in Verbindung mit der Alles durchdringenden Nothwendigkeit der Liebe, ist der Grund, aus welchem sie von der Macht der höhern Intelligenz unwiderstehlich beherrscht wird.

Wie manches poetische Mädchen hat eine Welt von Zärtlichkeit an ein Poeten-Idol verschwendet, welches ihre Augen vielleicht niemals gesehen und welches sie dennoch mit einer unbestimmten Anbetung

betrachtet, die, obschon blos ideell, blos einer Berührung bedarf, um sich zu der Stärke menschlicher Liebe zu steigern.

Wie oft auch sehen wir ein schönes, hochherziges Weib den ganzen Reichthum ihrer Zuneigung an einen Mann verschwenden, dem die Natur Nichts gegeben hat als den großen Zauber, der Alles erobern kann — eine edle Seele.

Sie geht über alle äußere Schattenseiten des Alters oder der Person hinweg. Sie sieht nur den darin wohnenden unsterblichen Geist, und dieser ist immer schön, immer jung. Ihre Seele beugt sich davor in freudiger Demuth, und da, wo sie anbetet, liebt sie auch mit einer Innigkeit, Stärke und Reinheit, welche ein Schatten von dem ist, womit die Engel der Gottheit gegenüberstehen.

Man darf es daher nicht seltsam finden, wenn Leuthold auf diese Weise, ohne es zu wissen, so tiefe und absorbirende Gefühle in dem Herzen eines jungen Mädchens wie Lucia erweckt hatte.

Die Welt spottet über die Romantik des Mädchenalters. Ja, selbst Frauen, die gesetzt und matronenhaft geworden, blicken mit der Zeit spöttisch auf sich selbst zurück und sagen, wie jung und thörigt sie einst gewesen.

Und doch ist dieser erste frische Traum eine der wenigen Wirklichkeiten des Lebens, ein Traum — der nicht weniger lebhaft und wahr ist, weil wir mit der Zeit ihm entwachsen.

Andere, die uns nachfolgen, passiren dieselbe sonnige Region, und wenn wir uns umdrehen und sie mit ihrer unschuldigen Romantik und ihrem naiven Vertrauen sehen, so gedenken wir unserer eigenen alten Tage, und denken, es sei in jenen Träumen im Grunde genommen doch einige Wahrheit gewesen.

Sanfte, mädchenhafte und doch heldenmüthige Lucia mit dem Herzen eines Weibes und dem Geiste eines Kindes, unsere Augen umfloren sich, während wir Dich malen! Wie wuchsest Du auf gleich einer reinen Lilie unter gemeineren Blumen und fühltest allmählig die Sorglosigkeit der Kindheit in die Träume des Mädchenalters übergehen! Wie liebtest Du, allein zu sitzen, undeutliche Regionen im Wolkenlande zu schauen, unsichtbarer Musik im Winde zu lauschen, die Sterne zu betrachten, bis sie geheimnißvolle auf Dich herabschauende Augen zu sein schienen, während unbestimmte Gefühle wonniger Melancholie sich Deiner bemächtigten und Deine Thränen flossen, obschon nicht aus Kummer! Armes Kind, Du fragtest die

Winde, die Wolken, die Sterne, was für eine seltsame Macht es sei, die Dich so bewegte, und Du verstandest nicht die Antwort, welche sie Dir zuraunten:

„Mädchen, es ist Liebe!"

Achtes Kapitel.

Die Geschichte der Liebe ist überall dieselbe. Warum sollten wir ausführlich auf die vorübergehenden täglichen Ereignisse in diesem flamländischen Hause eingehen? Die Menschenherzen schlagen jetzt, nach vierhundert Jahren, eben so, wie damals und werden eben so von Zweifeln, Befürchtungen und Hoffnungen bewegt, während die Liebe Alles beherrscht.

Du Jüngling der neuern Zeit, der Du vergebens nach einer kaltherzigen Schönen seufzest, Du träumende Jungfrau, welche Du einen Mann über alle Andern verehrst, und Du, ruhiger Philosoph, der Du gelitten und Frieden gefunden und nicht mehr von dieser Welt bist — Ihr möget in diesen Visionen der Vergangenheit nur das Spiegelbild Eures eigenen Ich sehen.

Ein Tag nach dem andern verging und Alles in der Wohnung des alten Laurentius Coster war äußerlich ruhig. Der junge Meistersänger ward Mitbewohner des Hauses und Alle freuten sich darüber.

Georg Surlan verbreitete mit seinem fröhlichen Geiste und seinem freundlichen Herzen Sonnenschein, wohin er kam.

Er war keiner von jenen launenhaften, sentimentalen Liebhabern, welche stets seufzen und schmachten; noch weniger waren ihm jene phantastischen Grillen eigen, welche die moderne Poesie so interessant gemacht hat, indem sie fortwährend aus düsterer Misanthropie in hohle Heiterkeit verfällt.

Obschon er Lucia liebte wie seinen Augapfel, und obschon er bis jetzt vergebens liebte, so verlor er doch die Hoffnung noch nicht. Es war sein Glück, in ihrer Nähe zu sein, ihr alle jene kleinen freundlichen Dienste zu leisten, welche Brüder verschmähen. Wenn sie durch ihren wohlgepflegten Garten wandelte und das tägliche Geschenk von Blumen empfing, oder alle Arten schön geschnitzter Zierrathen wie in Folge von Zauberei in ihrem Zimmer fand, dann dankte Lucia ihrem Freunde mit einem angenehmen Lächeln, ohne in ihrer Unschuld von der Liebe zu träumen, die er für sie hegte.

Der arme Georg! Er bemühete sich, mit diesem unbedeutenden Lohne zufrieden zu sein, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß Lucia vielleicht noch zu jung sei, um irgend einen Mann zu lieben, und ein noch unberührtes Herz hätte sicherlich mit der Zeit gewonnen werden können; nach einiger Zeit aber erfuhr er, wie eitel dieser Trost war.

Diese Entdeckung geschah auf folgende Weise.

In den langen Winterabenden versammelte die Familie sich gewöhnlich in dem großen Zimmer. Sehr ernst und schauerlich waren diese Versammlungen gewöhnlich gewesen, während Laurentius den schläfrigen Kindern von den Ereignissen seiner jungen Tage erzählte und entsetzliche neuere Geschichten von den Thaten eines Ziska und Johannes Huß hinzufügte, die mit aller Ausschmückung eines Feenmährchens bis zur guten Stadt Haarlem gedrungen waren.

Als Leuthold kam, hörten diese Geschichten auf und an ihrer Stelle hörte man die sanfte, gedämpfte Stimme des Meisters, welcher verschiedene Dinge erzählte, die er auf seinen vielen und weiten Reisen gehört, von guten Thaten, die in schlichten Hütten geübt worden, von edlem Heldenmuthe, wovon die Welt Nichts wußte, von ausgestandenen Leiden und erduldetem Unrechte — Alles, was junge Gemüther

auf den rechten Weg lenken und darauf weiterführen konnte.

In diesen Stunden saß die kleine Lucia stets zu Leuthold's Füßen, während seine Hand auf ihren Locken ruhete, und als sie älter ward, behielt sie auch dann noch ihren Platz neben ihm. Die sanften Augen erhoben sich jedoch weniger oft zu seinem Gesichte und sie hörte gewöhnlich schweigend zu, während ihre Finger sich mit irgend einer weiblichen Arbeit zu thun machten.

Dann und wann, wenn Leuthold sich herumdrehete und sie so beschäftigt sah, zuckte eine Vision der längst entschwundenen Vergangenheit durch sein Gemüth; wenn er aber bei einer plötzlichen Pause in seiner Geschichte sah, wie das enthusiastische Mädchen mit gefalteten Händen und wogender Brust zuhörte, dann zerrann das flüchtige Phantasiegebild wieder.

Lucia war nicht die ruhige, zurückhaltende Hilda — schöner vielleicht, gewinnender und verlockender — aber nicht wie jenes Ideal seiner jugendlichen Liebe.

Als mit Leuthold's Geschichte abwechselnd, die phantastischen Leistungen des jungen Meistersängers einen Theil dieser Abendunterhaltungen ausmachten, fand Lucia Anfangs keinen sonderlichen Gefallen an

dieser Veränderung; allmählig aber und so wie die Gefühle des Musikers selbst tiefer und inniger wurden, gewannen seine Gesänge einen ernsten Ton. Seine heiteren Liedchen verwandelten sich in Liebesromanzen, eine Poesie, die dem jungen Mädchen eben so neu als angenehm war, denn diesen einen Gegenstand hatte Leuthold bei allen seinen Erzählungen unberührt gelassen. Wie hätte er ihn auch berühren können!

Während daher der Meistersänger seine Gefühle unter einem dünnen Schleier ausströmte, rührten seine Weisen die schöne Lucia und sie lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, welche den Meistersänger immer wieder auf's Neue begeisterte.

Eines Abends sang Georg eine alte deutsche Romanze folgenden Inhaltes:

„Es war einmal eine junge Prinzessin, um welche viele Könige und Ritter freieten. Es war in den alten Zeiten der skandinavischen Kriege, als der stärkste Arm und der wildeste Muth von den Menschen am höchsten geschätzt wurden. Einige ihrer Freier brachten kostbare Pelze und legten sie zu ihren Füßen, zum Zeichen ihrer Kühnheit auf der Jagd; Andere kamen in ihrer blanken klirrenden Rüstung und zeigten goldene Schätze, und Einige warfen ihr mit grimmigem Blicke die Köpfe erschlagener Feinde

vor die Füße, als würdigen Schemel für die Braut eines Siegers.

„Als aber die Prinzessin sich abwendete von Allen, verwandelte der Freier Liebe sich in Zorn und Haß, und sie verbündeten sich Alle mit einander gegen den König, ihren Vater, und wollten diesen vom Throne stürzen.

„Da trat vor den entthronten König ein Rathgeber, an den Niemand gedacht, ein armer, aber weiser Mann, welcher schon lange unbemerkt und unbeobachtet im Palaste gewohnt, und sagte zu dem Monarchen:

„„Meine Hand ist schwach und hat niemals einen Speer geschwungen, aber ich kenne die Bahnen der Sterne. Meine Stimme ist schwach, sie ist niemals im Schlachtgewühl gehört worden, aber sie kann die Menschen Weisheit lehren. Mein Körper ist gebrechlich, aber ich besitze Kraft in meiner Seele. Laß mich hinaustreten unter Dein Volk und es lehren, wie es die Macht des Feindes überwinden kann."

„Und der Weise ging hinaus und seine Worte waren wie Donner und er beherrschte die Herzen der Menschen nach seinem Willen, bis der Feind besiegt war und das Land Ruhe hatte.

„Der König sagte zu ihm: „Du sollst den

Lohn haben, welcher der größte ist von allen. Du sollst mein Sohn sein, o armer weiser Mann!"

„Der Andere aber antwortete: „Wie kann das sein? Ich bin unansehnlich von Gestalt, meine Jugend ist dahin; ich besitze weder Kraft, um zu kämpfen, noch Schönheit, um Liebe zu gewinnen; die Prinzessin wird ihre Augen nicht auf mich werfen!"

„Und er blickte bekümmert nach der Stelle, wo die gekrönte Jungfrau saß in ihrem Liebreize, und betrachtete sie mit hoffnungsloser Anbetung wie ein Gestirn des Himmels. Und die Prinzessin stieg von ihrem Sitze herab, ihre Brust hob sich, ihre Wange glühete, aber nicht von Stolz, und sie sagte leise zu ihm:

„„Du bist sehr weise, aber die Geheimnisse des weiblichen Herzens kennst Du nicht. Als die starken Männer kamen und ihre Geschenke mir zu Füßen legten, dachte ich an eine Stimme, welche mich in meiner Kindheit gelehrt, und ich wendete mich von ihnen, wie von den reißenden Thieren des Feldes. Als die Edlen und Schönen sich vor mir verneigten, schwebte mir ein Gesicht vor, welches mir theurer war als Alle. Kennst Du nun mein Herz?"

„Und als er stumm und bleich wie der Tod vor überwältigender Freude sie anschauete, schlang sie ihre Arme um seinen Hals und flüsterte: „Laß mich

Dich lieben, Du edelster von Allen! Wenn Du arm bist, so will ich Dein Reichthum sein; wenn Du alt wirst, so will ich Deine Jugend zurückbringen. Für mich bist Du schön und jung; Du bist mein Ruhm, meine Wonne, meine Freude!"

Der Meistersänger schwieg und betrachtete Lucia. Sie saß mit vorwärts geneigtem Haupte — ihre zitternden Lippen waren bleich vor Gemüthsbewegung und ihre Augen mit einem Blicke der tiefsten anbetenden Liebe — ach leider nicht auf den Sänger — sondern auf Leuthold geheftet! Einen Augenblick später brach sie in Thränen aus und entfloh aus dem Zimmer.

„Armen schlichten Mädchen darfst Du nicht dergleichen traurige Balladen vorsingen, Georg," sagte Laurentius in vorwurfsvollem Tone. „Ohne Zweifel hast Du das Kind durch Deine schrecklichen Geschichten von Krieg und Kampf und Menschenköpfen als Fußschemeln erschreckt. Das ist nicht recht; meinst Du nicht auch, Leuthold?"

Der Meister richtete sich empor. Auch er hatte mit bewegtem Herzen der Liebesgeschichte zugehört — sie hatte ihn an die längst begrabene traurige Vergangenheit erinnert.

Georg Surlan bemerkte, daß Leuthold's Gesicht bleicher war als gewöhnlich, und daß Thränen an sei-

nen Wimpern schimmerten. Die Brust des jungen Liebenden ward von Eifersucht zerfleischt. Er schleuderte seine Laute von sich und ging hinaus in den Garten.

„Nun ist dieser Knabe auch zornig!" rief der alte Laurentius ärgerlich. „Was sollen wir anfangen mit diesen wilden jungen Geistern? Geh' ihm nach, lieber Leuthold, und hole ihn wieder hierher."

Aber Georg wollte nicht kommen. Der Meister fand ihn mit hastigen Schritten an dem See auf und abgehen. Sein Zorn war verflogen, aber Traurigkeit darauf gefolgt. Sie nahm sich seltsam aus auf diesem munteren Antlitze, auf welchem bis jetzt nur die unumwölkte Heiterkeit der Jugend gewohnt.

Leuthold ward im innersten Herzen gerührt. Er durchschauete sofort das Liebesgeheimniß des jungen Mannes, und sein Ton, den er ruhig und streng zu machen beabsichtigt, ward jetzt sanft und fast zitternd in seiner Sympathie.

„Was fehlt Dir, Georg?" sagte er, indem er seine Hand auf den Arm des Meistersängers legte. „Warum warst Du zornig und warum bist Du jetzt so traurig?"

„Es ist Nichts — Nichts — laß mich gehen," sagte Georg und wendete sich unmuthig ab, aber er begegnete den ruhigen, ernsten Augen Leuthold's, und

der Sturm ward beschwichtigt. „Laßt mich, guter Meister. Ich werde bald wieder in's Haus zurückkommen."

Leuthold aber hielt ihn noch fest und sprach sanft und ernst:

„Georg Surlan, als ich in Ulm am Sterbebette Deines Vaters stand, bat er mich, Dich im Auge zu behalten, daß Du meinen Worten stets Gehör schenken solltest. Lieber Georg, willst Du mich anhören, wenn ich Dir sage, was ich in Deinem Herzen lese?"

Die Stirn des Meistersängers ward dunkelroth, aber er sagte Nichts.

Leuthold fuhr fort:

„Du hast ein Geheimniß. Du bist erzürnt über die Worte des alten Laurentius, weil Du unsere sanfte Lucia liebst."

„Unsere sanfte Lucia!" wiederholte der junge Mann bitterlich. „Ja, ich liebe Lucia — Deine Lucia!"

„Das habe ich mir gedacht; ich habe es gewünscht — und ich bin überzeugt, daß auch sie Dich liebt," antwortete Leuthold, ohne zu wissen, was der Andere meinte.

„Du bist sehr edelmüthig, Meister. Warum bist Du des Herzens des Mädchens so gewiß?"

„Nun, lächelt sie nicht fortwährend Dich an?

Weinte sie nicht über Deinen Gesang? Ich sah ihr Antlitz nicht, aber ich wußte, daß dem so war. Ganz gewiß liebt sie Dich, Georg."

„O, theurer Meister, hab' Mitleid mit mir! Du raubst mir den Verstand!" rief der Andere ungestüm. „Du warst stets gütig; warum quälst Du mich auf diese Weise? Lucia liebt mich nicht und Du weißt es recht wohl."

„Nein, wen anders als Dich könnte diese schüchterne Jungfrau lieben, welche erzogen worden wie ein junger Vogel in seinem verborgenen Neste?"

„Dich, Dich, Leuthold Auerbach! Lucia liebt Dich!"

Das rothe Blut stieg dem Meister in's Gesicht empor und schwand dann wieder in einem traurigen Lächeln hinweg.

„Du träumst, armer Knabe," sagte er sanft. „In meinem ganzen Leben habe ich nie den Segen der Liebe eines Weibes gekannt — er war mir einmal nicht beschieden — und jetzt, wo ich alt werde, sollte dieses schöne blühende Kind einen Mann lieben wie mich? — Siehst Du nicht, daß das unmöglich ist?"

Georg sah ihn erstaunt an.

„Ist es möglich, daß Du es nicht weißt? daß Du sie nicht liebst?"

„Ich liebe meine sanfte Schülerin, die mir gewesen ist wie eine junge Schwester, wie eine Tochter. Niemals aber verstiegen meine Träume sich zu einer so abenteuerlichen Höhe."

„Dann liebst Du eine Andere, oder hast eine Andere geliebt. Sage mir Alles, theurer Meister," rief der junge Mann ruhig.

Aber er hatte nicht bedacht, welche Wirkung seine Worte auf Leuthold hervorbringen würden, welcher taumelte wie von einem plötzlichen Schlage getroffen, und sich, um nicht umzusinken, an einen Baum lehnte.

Georg Surlan konnte erschrocken und eingeschüchtert kein Wort hervorbringen.

Endlich sagte der Meister langsam und mit Anstrengung:

„Sprich nicht weiter hiervon. Laß es aus Deinem Gedächtnisse eben so entschwinden wie von Deiner Zunge. Es ist ein Geheimniß zwischen unsern eigenen Herzen und Gott. Verlaß mich jetzt."

Der Meistersänger drückte ihm tief gerührt die Hand und entfernte sich. Leuthold stand nun allein an dem Ufer des düsteren See's. Ein dicker Nebel hatte sich darüber gelegt; die Kälte durchdrang jede Faser seines schlanken, zartgebaueten Körpers, aber er fühlte es nicht. Die Gefühle menschlicher Leiden-

schaft, die so lange geschlummert, waren wieder in ihm erwacht und er zitterte unter ihrer Macht.

Seine Seele war ein Herbstbaum, durch dessen Zweige dieselben Lüfte, die einst nur angenehme Musik erzeugt, jetzt abermals streichen und dieselben Blätter, mit welchen sie früher harmlos gespielt, zur Erde niederzerren.

Das Ideal von Liebe, welches er in der Jugend vergebens aufgerichtet, lebte in Leuthold's Gemüthe wieder auf. Nicht als ob ein anderes Hilda's Platz angefüllt hätte, sondern seine Seele ward durchschauert von der Süßigkeit, zum ersten Male der Gegenstand der Liebe eines Weibes zu sein.

Georg Surlan's Worte: „Lucia liebt Dich! nur Dich allein!“ hallten in Leuthold's Ohren mit seltsamem Wohlklange. Er begann die Worte zu überlegen und sich der Blicke des jungen Mädchens zu erinnern, seitdem sie vom Kinde zur Jungfrau herangewachsen war. Er dachte an ihre unverbrüchliche Zärtlichkeit, an ihre stumme Aufmerksamkeit auf alle seine Bedürfnisse, selbst die geringfügigste; ihre Fürsorge für Alles, was er liebte, die innige Sympathie mit Ehrerbietung gemischt, womit sie sich bemühete, ihr eigenes Gemüth zu lehren, dem seinigen in seinem abenteuerlichsten Fluge zu folgen — alle diese Dinge erschienen ihm jetzt in einem neuen Lichte,

mit einer Süßigkeit, deren er sich selbst kaum bewußt war. O Ihr, deren Herz einsam ist und in deren Nacht plötzlich ein erheiternder Strahl fällt — in welchen das unerwartete Gefühl des Geliebtseins erwacht wie ein angenehmer Duft in der Wüste — haltet ihn nicht für treulos gegen die einzige wahre Liebe, welche das menschliche Herz fühlen kann. Verachtet ihn nicht, wenn in Leuthold's Träumen in dieser Nacht die bittern Erinnerungen der Vergangenheit weniger schmerzlich wurden, wenn die Formen Hilda's, der hoffnungslos Geliebten, und Lucia's, der jungen liebevollen Träumerin, in eine zusammenflossen!

Neuntes Kapitel.

Lange zuvor ehe die Dämmerung des Wintermorgens grauete, stand Leuthold auf, zündete seine Lampe an und bemühete sich, die abenteuerlichen Phantasiegebilde der Nacht durch Studien zu verscheuchen.

Es war aber vergebens, es war in ihm ein Geist geweckt worden, den keine solche Macht zu bannen vermochte.

Seine Gedanken kehrten immer wieder zu der Hoffnung auf Lucia's Liebe zurück, die so plötzlich in seiner Einbildungskraft geweckt worden. Um sie zu verscheuchen, dachte er an sie selbst — an die zwanzig Jahre Unterschied zwischen dem schönen jungen Mädchen und dem Manne, auf welchem Zeit und Kummer mit so schwerer Hand geruht hatten.

Aber immer wieder schien der stöhnende Wind mit Lucia's Stimme die Worte jenes alten Liedes zu hauchen: „Laß mich Dich lieben, und ich bringe Deine Jugend zurück.“

Wieder erwachte wie zu einer längst verflossenen Zeit die wilde Sehnsucht, sich selbst zu schauen — die seltsame Gabe auszuüben, welche einst einen so starken Einfluß auf sein Leben geäußert.

Der Engel seines Schicksals schien ihm wieder nahe zu stehen, und Gedanken und Gefühle, welche während seines thätigen Lebens in der Außenwelt ertödtet worden, drängten sich wieder dem Gemüthe des Träumers auf. Der Selbstschauer fühlte in sich ein Drängen und Mahnen, dem er kaum zu widerstehen vermochte.

„O, Du Lenker meines Schicksals,“ rief Leuthold, „Du liesest in meinem Herzen — seine ganze Schwäche, seine ganze Stärke. Du siehst, daß ich nicht aus eitlem Wunsche oder selbstsüchtigem Stolze mich so kennen zu lernen suche wie ich bin. Es wäre doch wohl möglich, daß mein verlassenes Herz durch den Sonnenschein der Liebe eines Weibes erfreu't und verjüngt würde, daß die Hand einer zärtlichen Gattin die Furchen von dieser Stirn glättete, daß die Küsse liebender Kinder die Rosen auf diese bleichen Lippen zurückriefen! Ich könnte vielleicht

noch in Frieden sterben, umringt von Weib und Kindern. Aber wenn dies nicht geschehen soll, dann laß mich meinen eigenen Geist verstehen und das thun, was recht ist vor den Augen Dessen, der uns Alle regiert."

Während der Selbstschauer im Eifer seiner Seele so betete, erlosch die Lampe und sein Zimmer ward finster. Der Wind erhob sich und die Wellen des Sees unter seinen Fenstern ließen ein hohles Murmeln hören, welches seine Sinne einlullte. Allmählig kam Erstarrung über ihn und er fühlte Nichts weiter, bis in dem nebeligen Tageslichte die getheilte Seele ihr anderes Ich schauete, gehüllt in die friedliche, kindliche Ruhe, in welche Leuthold gesunken war, als der Zauber über ihn kam.

Wieder einmal, nach einem Zeitraume, der auf Erden als das Viertheil eines Menschenlebens gezählt werden würde, schauete der Schatten der Seele auf seine körperliche Gestalt herab — der unsterbliche und unveränderliche Geist sah, was vergänglich war wie die Blumen des Feldes.

Gerade so wie wir ein verschießendes Gewand betrachten, betrachtete die Seele die Umrisse ihres rdischen Seins. Das Gesicht war noch nicht durch Alter entstellt, denn niemals hatten schlimme Leiden-

schaften es befleckt, die Frische der Jugend war aber nicht da.

Noch bedeutender als die Anzeichen natürlichen Hinwelkens waren die Spuren schnell herannahenden Verfalls, der durch die Rastlosigkeit des stets thätigen Geistes herbeigeführt ward.

Wenn einmal das Alter kam, so geschah es nicht mit langsam kriechendem Schritte, sondern urplötzlich und schnell.

Als der gedämpfte rothe Sonnenstrahl auf sein Gesicht fiel, erwachte Leuthold. Der Schatten folgte ihm, als er in das Familienzimmer hinabging. Sein Tritt ward fest und ein Glanz strahlte aus seinem Auge, welcher ihn wieder dem frühern Studenten in Leipzig ähnlich machte.

Georg Surlau kam dem Meister mit stummem, ausdrucksvollem Händedrucke und liebreichem, forschendem Blicke entgegen; als aber Leuthold mit einer flüchtigen Antwort sich von ihm abwendete, las das Phantom in seiner ruhigen Miene den Kampf, der schon in dieser bis jetzt so ruhigen und klaren Seele begonnen, und ein plötzlicher Schauer durchzitterte sein reines geistiges Wesen.

Als Lucia schüchtern und doch mit unaussprechlicher Zärtlichkeit die Hand des Meisters ergriff, ward sie von der Innigkeit seines Blickes betroffen. Der-

selbe verrieth ein plötzliches Erwachen zu der Macht ihrer Schönheit, einen gewissen Grad von Leidenschaft für das Weib, der sich mit Liebe zu dem Kinde mischte.

An diesem Tage verweilte sie nicht an ihrem Platze an Leuthold's Seite, sondern ging fort bis in den fernsten Winkel, obschon sie fühlte, daß seine Augen ihr auch dorthin folgten.

Der Geist sah es auch und trauerte, daß seine körperlichen Augen nicht mehr denen des jungen Holzschneiders begegneten, der schweigend und in hoffnungslosem Schmerze seiner Arbeit oblag.

So wie der Tag weiter vorrückte, ward Leuthold unruhiger. Er ging an das Ufer des Sees und wanderte umher, zuweilen die dämmerigen Wolken betrachtend, welche in der Majestät des Wintersturmes am Himmel vorüberzogen, und dann wieder mit in tiefem Nachdenken auf den Boden gehefteten Augen einherwandelnd. Der Geist schwebte über ihm und lauschte der Stimme in seiner Seele, welche, jemehr er sie zu unterdrücken suchte, desto lauter rief.

„Mein Herz ist noch jung," murmelte Leuthold, „obschon meine Jahre sich rasch hinter mir sammeln. Aber was kommt darauf an? Wenn Lucia mich liebt, warum sollte ich meine Jahre zählen? Ihre

Liebe ist aber die Liebe eines Kindes. Wird sie aber auch noch fortdauern, wenn mein Körper gebrochen und mein Geist schwach geworden, während sie noch blühend und schön ist? Soll ich sie dann noch an mich ketten mit den kalten Fesseln der Pflicht, wenn der Roman der Liebe nothwendig zu Ende ist — wenn ich alt bin und sie jung ist — zusammengeschmiedet wie der Lebendige und der Todte? Wäre dies wohl eine angemessene Erwiderung ihrer Liebe? Nein, eine solche Liebe ist nicht für mich — ich will den Traum vergessen."

Während er sich aber bemühete, fest zu werden, sah der Schatten, daß der Kampf die Schwäche der vermehrten Jahre über Leuthold's Körper warf. Wieder sprach er, aber blos in seinem Herzen, die Lippen waren stumm —:

„Ich bin sündhaft; ich denke blos an mich selbst, ich denke blos an Den, welcher kämpft mit hoffnungsloser Liebe. Schande über mich, daß ich nur daran denken kann, die Brust eines Andern mit demselben Pfeile zu durchbohren, welcher beinahe das Lebensblut meiner eigenen getrunken! Und dennoch, wenn Lucia mich einmal liebt — doch ich will nicht mehr daran denken."

Und Leuthold blickte mit unruhigem Auge über den dunkeln See, dessen wogende Fluthen rastlos,

zu sein schienen wie sein eigener Geist. Ein kleines Boot, in welchem er oft und gern auf dieser Wasserfläche umherruderte, lag zu seinen Füßen an den Weiden befestigt, und schaukelte müssig hin und her. Ein unwiderstehlicher Wunsch bewog ihn, hineinzusteigen, und es dauerte nicht lange, so schwamm er allein auf dem breiten See.

Der ihn stets begleitende Schatten betrachtete sein Antlitz, als er so in dem Boote saß und die Wellen beobachtete, welche immer höher und weißer wurden, bis das winzige Fahrzeug darauf tanzte wie eine Feder. Die Wolken thürmten sich immer dichter und ihr Dunkel spiegelte sich in Leuthold's Zügen.

Der Ausdruck derselben war der leidenschaftsloser, hoffnungsloser Oede, gemischt mit einem ernsten Willen, welcher selbst den Elementen Trotz bieten zu wollen schien. Dunkler und dunkler wurden die Wellen; die winterliche Nacht brach herein und der See kochte wie ein Kessel.

Das Boot ward getrieben, Leuthold wußte nicht wohin, aber immer noch saß er unbeweglich.

Er hörte Stimmen seinen Namen rufen, aber er glaubte, es seien blos die Geister des Sturmes, die ihn weiter in den Tod lockten.

Endlich erhob sich eine Welle — sie stieg

immer höher und höher; sie brach und das kleine Boot sank in die Tiefe!

* * *

Als Leuthold wieder zum Leben erwachte, sah er sich in seinem Zimmer, während wohlbekannte freundliche Gesichter sich über ihn neigten. Eins, das theuerste und freundlichste von allen, kam ihm vor wie ein Engel aus der Welt jenseits des Grabes. Er hob seine schweren Augenlider auf und schloß sie wieder, aber nicht bevor ein Freudenruf in sein Ohr gedrungen war — es war die Stimme Lucia's.

„Er lebt! er lebt! Leuthold! mein Leuthold!" murmelte sie, und halb träumend fühlte der Meister ihre warmen Thränen, eine nach der andern auf seine Hand — auf seine Stirn fallen.

„Lucia, meine Lucia!" wollte er gegenrufen, aber er hörte einen schweren Seufzer und sah in Surlan's Gesichte den Ausdruck der qualvollsten Verzweiflung.

Mit einem Male kam die Kenntniß alles Dessen, was er in seiner doppelten Existenz gelernt, über den Selbstschauer, und damit zugleich kehrte die Erinnerung an seine eigene Jugend zurück. Das edle Herz, welches so viel gelitten, konnte es nicht

über sich gewinnen, dem eines Andern gleichen Schmerz zu bereiten.

Der Augenblick ging vorüber und der Sieg war gewonnen — gewonnen, ehe er — wie bald darauf geschah — erfuhr, daß er dem furchtbaren Tode des Ertrinkens nahe gewesen, daß Georg Surlan ihn gerettet hatte.

Während der langen Tage und Wochen der Krankheit, welche nun folgten, umschwebte ihn das sanfte, liebende Antlitz. Er wußte, daß ein einziges Wort von ihm Lucia zu dem vollen Bewußtsein von jetzt kaum erst entwickelten Gefühlen bringen und ihn mit dem ganzen Schatze ihrer jungen Liebe beschenken würde.

Aber dieses Wort kam nicht über seine Lippen. Er dachte nach, wie er bewirken könne, daß der Traum des Mädchenalters stets ein Traum bliebe und nicht in die Stärke der Liebe des Weibes überginge.

Eines Tages, als sie allein beisammen saßen, sagte Leuthold zu Lucia, die ihm verschiedene liebevolle Handreichungen gethan, welche jetzt mehr aus Gewohnheit als aus Nothwendigkeit fortgesetzt wurden:

„Du bist eine zärtliche Pflegerin, Lucia — beinahe wie ein erwachsenes Weib, was Du auch

bald sein wirst, theures Kind. Und dennoch ist es mir, als wäre es erst gestern gewesen, wo ich hierher kam und das kleine Mädchen mich so schüchtern bewillkommnete. Wie angenehm ist es für mich gewesen, ein so von Liebe erfülltes Haus zu finden!"

„War diese Liebe Dir neu, guter Meister?" fragte das Mädchen. „Liebten Dich nicht schon früher Alle eben so wie wir?"

Tiefe Wehmuth malte sich in Leuthold's Zügen.

„Liebes Kind," sagte er, „jedes Herz hegt irgend einen verborgenen Kummer. Ich habe niemals von meiner Jugend gesprochen, weil auf diese ein dunkler Schatten fiel, der niemals weichen wird."

„Du hast mir von Deiner Mutter erzählt — von ihrem Tode."

„Es giebt Kümmernisse, welche härter sind als der Tod, Lucia."

Die Lippen des Mädchens zitterten und sie wendete das Gesicht ab, indem sie sagte:

„Es giebt einen Kummer, von welchem ich eine alte Geschichte gehört — wovon Georg singt — den Kummer der Liebe."

„So ist es," entgegnete Leuthold und seine Stimme sank fast zu einem unhörbaren Flüstern herab, als ob er mehr mit sich selbst als mit Lucia spräche. „Ich liebte; Jahre lang war diese Liebe der

Traum meines Knabenalters, die Kraft meiner Mannesjahre, meine Hoffnung, meine Freude, mein innerstes Leben — und es war vergebens."

„Starb sie?" fragte Lucia in einem Tone so leise wie der seinige.

„Ja, für mich, denn sie liebte mich nicht. Deßhalb ist mein Leben einsam gewesen und wird es auch bleiben bis an's Ende."

„Nein, nicht so!" murmelte Lucia zitternd. „Es kann eine Veränderung eintreten, Du kannst noch ein treu liebendes Herz finden, welches in Deinen Augen kostbar ist."

„Lucia," antwortete der Meister, „es giebt zwei Arten von Liebe — den ersten Traum der Phantasie, welcher vorübergeht wie Morgenthau, und die tiefe, ernste Leidenschaft, welche mit jedem Jahre stärker wird, bis sie eins wird mit dem Leben selbst, und welche sich niemals ändern kann. So wie ich gelebt habe, so werde ich sterben — treu jener vergeblichen, aber mir kostbarsten Liebe der alten Zeit."

So weit war Leuthold standhaft geblieben. Mit verzweifelter Ruhe hatte er sein Herz ausgeschüttet und das Geheimniß seines Lebens war jetzt zum ersten Male über seine Lippen gekommen.

Er konnte Nichts weiter sagen — er bedeckte

das Gesicht mit den Händen und lehnte sich erschöpft zurück. Er sah nicht die Veränderung in Lucia's Antlitze, und vielleicht war es gut, daß er sie nicht sah. Sie ward todtenbleich und drückte die Hand auf das Herz, als ob sie brennenden Schmerz darin empfände. In diesem Augenblicke stürzte das Luftschloß ihrer jungfräulichen Phantasie in Staub zusammen, der Traum war zerronnen. Weibliche Würde, nicht ungemischt mit Scham, gab ihr aber wieder Kraft, und als sie aufblickte, war ihre ganze Miene verändert.

„Ich danke Dir, lieber Meister, daß Du mir auf diese Weise vertrauest, obschon ich nur ein Kind bin. Die Geschichte Deiner Leiden soll niemals über meine Lippen kommen."

„So sei es, liebe Lucia," antwortete der Meister in mattem Tone. „Laß sie in Deinem Gedächtnisse ruhen, und wenn in künftiger Zeit ein treues Herz den ganzen Reichthum der Liebe zu Deinen Füßen niederlegt, dann stoße es nicht von Dir. Nun, mein Kind, verlaß mich, denn ich bin müde und matt, und möchte gern eine Weile ruhen."

Lucia erhob sich und ordnete schweigend die Polsterkissen seines Stuhls, wie sie seit seiner Krankheit stets gethan. Einen Augenblick schauete sie mit inniger Liebe auf das bleiche, eingefallene Gesicht,

welches mit geschlossenen Augen auf dem Pfühl zurückgelehnt lag, und sagte leise:

„Die heilige Jungfrau und alle guten Heiligen mögen Dich trösten, mein Freund, mein Lehrer, mein Vater und mehr als dies.“

Leuthold fühlte, wie ihre warmen Lippen einen Augenblick lang auf seiner Stirn ruheten gleich dem Kusse eines Geistes in seinen Träumen, und Lucia war verschwunden.

Es war, obschon sie es nicht wußte, der letzte Abschied auf Erden zwischen diesen Beiden.

Beim Dämmern des Morgens ging Leuthold fort, um zum zweiten Male die weite Welt zu durchwandern. Der alte Laurentius sprach, als er es hörte, von der Undankbarkeit der Menschen und zitterte für sein kostbares Geheimniß; Lucia weinte über den kummerbeladenen Geist, der nirgends Ruhe finden konnte; Georg aber kannte die Wahrheit und gedachte mit fast anbetender Verehrung des Selbstverleugnungsvollen, der mitten in seiner eigenen Finsterniß den Lebenspfad Anderer erleuchtet hatte.

Zehntes Kapitel.

Guter Leser, wenn Du Geschichten von tiefem Geheimniß und aufregenden Abenteuern liebst, so ist diese hier nur ein kärglicher Schmaus für Dich! Ich habe Dich auf der geraden Bahn des menschlichen Lebens dahingeführt, ohne Biegungen oder Wendungen. Du hast nicht ein einziges Labyrinth von Geheimnissen gehabt, worin Du Dich hättest verirren können. Kein Abgrund entsetzlichen Zweifels hat sich Dir gezeigt, an dessen Rande Du lächelnd hättest wandeln können, wohl wissend, daß ich Dich nicht würde hineinfallen lassen. Ich habe Dir nicht zugemuthet, Dich durch Finsterniß, durch furchtbare Umgebungen hindurch zu tasten, die dann plötzlich in blendenden Lichtschein herausführen. Eben so wenig habe ich Dich mit Sonnenschein getäuscht, bis

Du an die Mündung einer Grotte ewiger Nacht gekommen wärest.

Ohne Bilder gesprochen — unsere Erzählung ist eine einfache Lebensgeschichte, aber mehr des innern Lebens des Herzens als der sichtbaren Existenz des Menschen, und dies sind die wahrsten und tiefsten von allen Geschichten, denn kein Roman, der äußere weltliche Schicksale erzählt, kommt der Geschichte des Herzens gleich.

Deßhalb, Leser, wenn Du solche Geschichten liebst, wenn Du so weit mit mir gegangen bist und vielleicht unterwegs einige Saiten berührt worden sind, welche einen Widerhall in Deinem eigenen Herzen gefunden haben, so begleite mich bis an das Ende meiner Wanderung.

Wir überspringen wieder einige Jahre in Leuthold's Leben, und fassen ihn dann wieder in's Auge. Er war nach langen Wanderungen in fremden Ländern auf der Rückreise nach seinem deutschen Vaterlande begriffen. Ja, der gebeugte alte Mann mit seinem dünnen grauen Haar und matten Tritt, langsam und zitternd, trotz des Stabes, den er in seiner Hand hielt, war wirklich derselbe Leuthold Auerbach, einst der junge Student von Leipzig. Er schritt einher wie ein Mensch, dem Nichts daran liegt, seine

Reise zu beschleunigen, denn sie führte nach keiner Heimath.

Man kennt alle Mal jene glücklichen Reisenden, welche einen Ort im Auge haben, nach welchem ihre Schritte gerichtet sind. Sie sehen ganz anders aus als die langsam Dahinschleichenden, welchen die ganze Welt einerlei ist.

Während Leuthold wanderte, blieb er dann und wann stehen, um den schönen Sommerhimmel und die freundliche Landschaft zu betrachten, oder um den Vögeln zuzuhören.

In solchen Augenblicken leuchtete aus seinem Auge ein Funke des alten Feuers. Er hatte nicht alle glücklichen Gefühle der Jugend verloren, sein Herz war nicht alt geworden, denn er liebte und verehrte noch das Schöne in allen Dingen.

Während er einmal so ruhete, schlug der lustige Gesang der Stimme eines jungen Mannes an sein Ohr. Er kam näher und näher, und endlich trat der Sänger hinter einer Biegung der Straße hervor.

Er schien jenem Völkchen wandernder Studenten anzugehören, welches in Deutschland so wohlbekannt ist. Seine Mütze saß keck auf der einen Seite des Kopfes, sein leichtes Bündel baumelte auf den Stock gespießt über seiner Schulter, in seinem freimüthigen schönen Gesichte stand Jugend, Gesund-

heit, ein leichtes Herz und ein fröhliches Gemüth geschrieben, und sein freudiger Gesang bestätigte dies Alles.

Leuthold sah ihn näher kommen, und als der Student ihn erblickte, schwieg er und nahm mit der unwillkürlichen Ehrerbietung der Jugend gegen das Alter, welche stets ein gutes Herz verräth, seine Mütze ab.

„Du bist sehr heiter, mein junger Freund," sagte Leuthold lächelnd. „Ich bitte Dich, fahre fort in Deinem angenehmen Gesange. Es thut dem Herzen wohl, ihn zu hören."

„Ich danke Euch, lieber Herr," antwortete der junge Mann. „Ich versichere Euch, auch mir thut es wohl, wenn ich singen kann. Es ist ein wahrer Genuß, hier unter freiem Himmel Lärm machen zu können, nachdem man so lange in dumpfige Zimmer eingesperrt gewesen."

„Ihr seid also Student?"

„Ja wohl, ich bin jetzt zwei Jahre in Heidelberg gewesen und reise nun nach Hause. Es war eigentlich nicht mein Wunsch, zu studiren — dieses einsame, öde Leben ist mir verhaßt — meine Eltern hatten mir aber einmal den Namen eines gelehrten Mannes gegeben und glaubten in ihrer Gutmüthigkeit, ich müßte nun durchaus auch gelehrt werden.

Ich fürchte aber, daß sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sehen."

„Und wie heißt Ihr, mein lustiger junger Herr?" fragte Leuthold, welcher sich gewissermaßen von dem freimüthigen hübschen Gesichte angezogen fühlte, als ob er es schon früher gesehen hätte und es nicht gern wieder aus den Augen verlieren möchte.

„Mein Name hat einen guten Klang — ich heiße Leuthold Waldhof. Aber Ihr scheint diesen Namen zu kennen," sagte der junge Mann, als sein Gefährte von dem umgestürzten Baumstamme, auf welchem sie saßen, in die Höhe fuhr und ihm begierig in's Gesicht schauete.

„Ja, ich habe ihn schon früher gehört."

„Wirklich? — Ihr müßt nämlich wissen, werther Herr, daß ich so nach einem gelehrten Manne genannt ward, den mein Vater und meine Mutter gekannt hatten, als sie jung waren. Oft habe ich meine Mutter von ihm sprechen hören — wie weise er war und auch wie gut. Sie machte uns den Namen Leuthold Auerbach lieb und werth."

„Lebt er noch?" fragte die zitternde Stimme des alten Mannes.

„O nein; sicherlich nicht. Er ging plötzlich fort, kurze Zeit zuvor ehe mein Vater und meine Mutter mit einander vermählt wurden, und sie hörten

niemals Etwas wieder von ihm. Er hatte eben durch seine Gelehrsamkeit einen großen Triumph gefeiert. Wahrscheinlich war er seiner einförmigen Vaterstadt überdrüssig geworden — wenigstens meinte dies mein Vater — und man erwartete immer, von seinem Rufe an irgend einem andern Orte zu hören. Endlich sagte meine Mutter, er müsse todt sein, sonst würde er sie nicht vergessen haben, und oft habe ich sie weinen sehen, wenn sie uns von ihm erzählte."

Leuthold zog seinen Mantel über sein Gesicht hinweg, und seine magern Finger spielten krampfhaft mit seinem Stocke.

Ach, ach, dieser alte Traum hielt ihn noch immer gefangen! Er konnte den Sohn Hilda's und Hermann's nicht ansehen.

„Ich ermüde Euch, guter Herr, durch diese alte Geschichte," sagte der junge Student, indem er ihn mit einiger Neugier betrachtete, „und Ihr scheint heute weit gereis't zu sein. Wollt Ihr mir erlauben, Euch eine Weile Gesellschaft zu leisten, und wenn Ihr ausgeruht habt, können wir mit einander weiter wandern? Der Arm eines jungen Mannes kann Euch vielleicht über diese rauhe Straße hinweghelfen."

Während der junge Mann sprach, schau'te die

Seele seiner Mutter ihm aus den freundlichen braunen Augen — der Ton seiner Mutter athmete in der weichen Stimme — wenigstens kam es Leuthold so vor. Er schauete ihm einen Augenblick lang in's Gesicht und fiel dann Hilda's Sohne um den Hals.

„Erzähle mir von Deinen Eltern — von Leipzig — von meiner alten Heimath," rief der alte Mann fast weinend. „Erzähle mir Alles, lieber Sohn, denn ich bin Leuthold Auerbach!"

Es dauerte nicht lange, so saßen die Beiden, welche das Schicksal so seltsam zusammengeführt, Hand in Hand wie alte Freunde, während der Jüngling, Nichts ahnend, Leuthold die Häuslichkeit Hermann's und Hilda's beschrieb — wie sie lebten, umringt von ihren Kindern, mit Allem, was der Reichthum gewähren konnte, und im Genusse jenes häuslichen Friedens und jener Einigkeit, welche das Haus zum Paradiese der Liebe macht.

Der Knabe sprach von seiner Mutter, und das Funkeln seines Auges verrieth, wie theuer Hilda ihrem Kinde war.

„Ist Deine Mutter noch so schön wie sie war?" murmelte Leuthold.

„Schön?" antwortete der Student lachend. „Daran hat Keins von uns je gedacht — vielleicht ist sie es einmal gewesen. Mein Vater sagt wenig-

stens, die kleine Hilda sähe ihr sehr ähnlich, und diese ist ein Engel von einem Kinde. Unsere Mutter ist aber so gut, so freundlich — wir lieben sie so sehr."

„Ja, ja; Alle lieben sie!" sagte Leuthold zerstreut. „Seine Gedanken schweiften nach dem alten Zimmer in dem Hause des Professors und dem jungen Mädchen, welches mit dem ruhigen, sanften Antlitze und dem glänzenden Haar hier saß.

„Wohin reiset Ihr, geehrter Freund?" fragte der junge Mann endlich. „Seht, wir haben über unserm Geplauder die Sonne untergehen lassen — habt Ihr noch weit?"

„Ja — nein — ich weiß es nicht," murmelte Leuthold. „Ich weiß kaum, wohin der Zufall mich führen wird," setzte er mit wehmüthigem Lächeln hinzu. „Ich wandere schon seit langer Zeit auf's Gerathewohl umher."

„Dann müßt Ihr mit mir in das Haus meines Vaters kommen — das wird ganz herrlich werden. Wie stolz werde ich sein, daß ich Euch gefunden und wieder mit nach Leipzig gebracht habe!"

Leuthold weigerte sich anfangs, der freundlichen Einladung Folge zu leisten; selbst jetzt besaß er noch nicht den Muth, jenen bittern Kummer der Vergangenheit wieder wach zu rufen. Als ihm aber der

stürmische junge Mann den Willkommen schilderte, der sie erwartete, und besonders wie unendlich seine Mutter sich freuen würde, gab der alte Mann nach, und sie reis'ten zusammen weiter.

Abends beim Schlafengehen trennten sich der ältere Leuthold und sein junger Namensvetter mehr wie Vater und Sohn als wie Leute, die sich vor wenigen Stunden als Fremde begegnet waren.

In den stillen Stunden aber, wo die Jugend in glücklichen Träumen schlummert und das Alter allein wacht, kehrte die Vergangenheit so lebhaft wie der gestrige Tag in Leuthold's Erinnerung zurück.

Sie kehrte zurück, brachte aber keinen Schmerz mit sich. Er kam sich vor wie ein Mensch, der zur Abendzeit Umgebungen durchwandert, die er schon am Morgen durchschritten hat. Jetzt liegt über Allem das dämmerige Zwielicht und verschleiert die fruchtbaren Thäler eben so wie die dräuenden Felsen. Er weiß, daß sie einst dawaren, aber er sieht sie nicht mehr, oder nur düster und undeutlich. Die ganze Landschaft des Lebens mit ihrem Sonnenschein und Sturm, ihren Freuden und Schmerzen, erscheint ihm jetzt ganz friedlich.

Leuthold dachte mit einem Herzen, welches nicht mehr stürmisch schlug, an die Liebe seiner Jugend. Er malte sie sich, wie er sie nun bald sehen würde,

in ihrem ruhigen Glücke als Weib und Mutter, und er freuete sich, daß ihr sanftes Gemüth, welches dem Andenken des vermeintlich Todten liebreiche Thränen widmete, niemals durch die Kenntniß des hoffnungslosen Kummers des Lebenden betrübt worden.

Seine Liebe zu ihr war durch kein einziges selbstsüchtiges Gefühl befleckt worden, und der Balsam der geheiligten Zuneigung gab seinem Herzen endlich Frieden.

Während er so nachdachte, fiel sein Auge auf einen Brief, den er seit einigen Tagen bei sich herumgetragen. Auch dieser brachte selige Gedanken an überstandene Anfechtungen und erfüllte Pflichten.

„Mein bester Freund, mein theurer Meister," schrieb Georg Surlan, „freuet Euch mit mir, denn ich habe meine Lucia gewonnen! Wie glücklich sind wir in unserem Hause zu Ulm! Sie liebt mich mit der ganzen Liebe eines Weibes, die um so kostbarer ist, als sie langer und geduldiger Bewerbung bedurfte und erst in Jahren zur Reife kam. Wenn Ihr uns jetzt sehen könntet — Lucia, das träumerische, phantastische Mädchen, als eine der gesetztesten jungen Hausfrauen in Ulm — abgesehen davon, daß sie zuweilen ihre häuslichen Pflichten und Arbeiten ruhen läßt, um mit ihrem thörigten Gatten zu lachen, der noch nicht weise geworden ist und sogar

ihr einen Theil ihrer frühern Weisheit gestohlen hat, damit sie eben so werde wie er. Und dennoch hält sie ihn für den größten Mann, der je gelebt, natürlich Euch ausgenommen, lieber Meister.

„Ihr wißt, daß Laurentius kürzlich gestorben ist. Gänsfleisch brach dem alten Manne das Herz. Johann und Peter sind jetzt reiche Leute, aber ich beneide sie nicht. Ich habe meine Lucia und meine edle Kunst. Wenn Ihr nach Ulm kommt, so sollt Ihr unsere Kathedrale sehen, welche reich ist an Werken meiner Hände. Lucia sagt, solche Holzschnitzereien könne es nirgends geben. Vielleicht sagt sie dies, weil sie hier unter den geschnitzten Zierrathen fortwährend ihr eigenes süßes Antlitz und auch das ihres Gatten sieht. Welch' eine Eitelkeit steckt doch in dieser kleinen Frau! — Theurer Meister, verzeihet die Thorheit eines glücklichen Herzens, welches Euch segnen wird, so lange es schlägt."

Zum zwanzigsten Male las Leuthold diesen Erguß von Zufriedenheit, und dann legte er sich nieder und schlief friedlich wie ein Kind.

Leser, Du bist nicht durch ein Phantasiegebild getäuscht worden. Wenn Du nach Ulm gehst, so wirst Du dort in der Kathedrale Holzschnitzereien sehen, die so ausgezeichnet sind, daß Du Dich wundern wirst, wenn der Name des Künstlers „Georg

Surlan" von Kennern und Kunstgenossen nicht noch jetzt mit Achtung genannt wird. Unter den Weisen, Sibyllen und Philosophen, welche er geschnitzt, befinden sich zwei Köpfe, lebensähnlich und doch wunderbar schön, welche, wie die Sage behauptet, die Bildnisse des Künstlers und seines Weibes sind. Klage nicht, wenn der Strom der Zeit alle anderen Andenken hinweggespült hat. Diese beiden stummen Bildnisse erzählen von Jugend und Schönheit, von göttlicher Kunst und heiliger häuslicher Liebe in süßer Vereinigung. Ganz gewiß, obschon längst zum Staube zurückgekehrt, waren doch Georg Surlan und seine Lucia die glücklichsten der Glücklichen.

Schluß.

Nach einer Wanderung von einigen Tagen sahen Leuthold und der junge Waldhof endlich Leipzig vor sich liegen. Der junge Mann gab seiner überwallenden Freude vollen Spielraum, bis sie näher kamen, wo dann seine Heiterkeit ein wenig umdüstert ward.

Wir empfinden dies Alle, mehr oder weniger, wenn wir nach langer Abwesenheit die Heimath wieder erblicken — ein Gefühl, als ob wir kaum wagten, so glücklich zu sein.

Der junge Leuthold wunderte sich nicht, daß sein Begleiter ernster war als gewöhnlich, und ein natürliches Zartgefühl trug bei, seiner Zunge Schweigen aufzuerlegen.

Langsam und müde wandelten die Füße des alten Mannes die Straße entlang, auf welcher er an

jenem frühen Morgen, von der Angst der verzweifelnden Liebe getrieben, dahin geflohen war wie der Wind. Die Kraft der Jugend war nicht mehr da, mit derselben war aber auch das empfindliche Gefühl der Jugend für den Schmerz verschwunden. Nicht einen einzigen Tag jener alten Zeit hätte Leuthold wieder zurückrufen mögen.

Sie standen vor dem Garten, wo der letzte Ton von Hilda's Stimme sein Ohr berührt hatte.

Es war Alles anders geworden; die dichtbelaubten, schattigen Bäume waren verschwunden — die grünen Alleen, welche Hilda so sehr geliebt — und auf dem glatten Rasen tummelte sich eine Kinderschaar herum. Diese Veränderung schnitt Leuthold in's Herz. Er hätte es lieber gesehen, wenn die Bäume in dem lieben alten Garten alle noch dagewesen wären.

„Dies war das Haus meines Großvaters," sagte der junge Student; „ohne Zweifel findet Ihr es verändert. Nach seinem Tode ließ mein Vater die Ulmen fällen und verkaufte dann das Haus."

„Und Deine Mutter — was sagte diese?"

„O, sie war damit ganz einverstanden — die Bäume machten das Haus mit ihren dichten Zweigen ohnehin so düster. Ich glaube, sie freute sich über die Veränderung."

Hilda hatte sich gefreu't, ihr Vaterhaus beraubt und dann sogar noch in den Händen von Fremden zu sehen! Es war ein geringfügiger Umstand, aber Leuthold ward dadurch schmerzlich berührt. Jahre lang war in seinen Träumen jede Biegung der langen schattigen Gänge, jeder Busch und Baum von ihm in der Erinnerung besucht worden; und jetzt waren selbst diese nicht mehr!

Als sie die schmale Gasse hinabgingen, blickte Leuthold hinauf nach dem Fenster seines kleinen Zimmers, dem Heiligthume seines Geistes in jener alten Zeit. Eine lange bunte Fahne flatterte aus dem Fenster heraus. Man feierte einen großen Sieg, und die Stadt Leipzig war geschmückt wie die Braut eines Siegers.

Leuthold wendete sich ab und schauete nicht mehr hinauf, bis er sich an Hermann's Wohnung sah.

„Vater! Vater!“ rief der jüngere Waldhof freudig, als sie eine laute und etwas rauhe Stimme durch das Gekläff unzähliger Hunde am Eingange des Hofes hindurch hörten und einen langen Mann von schwerfälligem Aussehen langsam aus der Umgebung von Dienstleuten hervortreten sahen.

„Was! Du bist es, mein Junge?“ sagte der große starke Mann, indem er den Jüngling an beiden Schultern faßte. „Ich freue mich, Dich wieder-

zusehen! Wie viel Gelehrsamkeit hast Du von Heidelberg mitgebracht? So viel Unzen als Du Zolle gewachsen bist? Du wirst ein überaus gescheidter Kerl geworden sein, Leuthold, ha! ha! ha!“

Und ein langes lautes Gelächter verrieth die Freude des Vaters.

Durchaus nicht aus der Fassung gebracht, gab der Student diesen heiseren Ausdruck von Heiterkeit in den silbernen Tönen der Jugend zurück, und sagte dann, stolz auf sein Geheimniß:

„Rathe einmal, wen ich gefunden und mitgebracht habe?“

Herr Waldhof betrachtete den Fremdling mit gleichgültigem Blicke.

„Wahrscheinlich ist es ein Lehrer von Dir. Er soll mir willkommen sein. Reicht mir Eure Hand, alter Mann! Ihr sollt bei uns gute Aufnahme finden.“

Leuthold aber hielt die breite braune Hand fest in der seinen und sagte:

„Hast Du mich vergessen, Hermann?“

Die sanfte, angenehme Stimme, die allein unverändert geblieben, war nicht zu verkennen. Hermann vergrub fast die schlanke Gestalt seines alten Freundes in seiner riesigen Umarmung und schrie und lachte abwechselnd vor Freude über die Er-

kennung. Dann hielt er Leuthold mit ausgestrecktem Arme von sich ab und musterte ihn.

„Du bist ja schon ein förmlich alter Mann geworden! Na, laß das nur gut sein; wir verändern uns endlich Alle. Wie hast Du gelebt und wo? Doch komm' vor allen Dingen mit zu meiner Frau."

Zu meiner Frau! wie sonderbar das klang. Und dennoch freuete sich Leuthold, daß der theure Name Hilda's nicht genannt ward.

Hermann und Leuthold gingen mit einander durch die lange Allee. So verschieden sie auch schon in ihrer Jugend gewesen, so war doch im Alter der Unterschied noch auffälliger. Hermann's volles breites Gesicht verrieth die in ihm wohnende Fülle animalischen Lebens. Intelligenz sprach aus den großen Augen nur wenig, und die sonst schönen Züge waren beinahe grob und gemein geworden.

Leuthold dagegen mit seinem abgemagerten Körper und seinem spitzen Gesichte war jetzt schöner anzusehen als Hermann.

Die beiden Männer waren Vorbilder des Sinnlichen und des Geistigen. Der eine zog die edelste Form zu seiner eigenen Gemeinheit herab, der andere erhöhete das am wenigsten schöne Aeußere zu dem Adel des in ihm wohnenden Geistes.

Als sie die Thür erreichten, trat Leuthold zurück.

„Willst Du Deiner Frau nicht erst sagen, daß ich hier bin? Dieses plötzliche Wiedersehen des Freundes ihres verstorbenen Vaters könnte sie erschrecken und schmerzlich berühren.“

Waldhof schlug ein lautes Gelächter auf.

„O, Du brauchst Nichts zu fürchten. Hilda ist durchaus nicht sentimental. Ich glaube nicht, daß sie sich jetzt noch großen Kummer über die alten Zeiten macht — komm' nur!“

In dem alten Zimmer — es war dasselbe, in welchem wir die beiden Freunde zuerst gesehen — saß eine Frau mitten unter einer Schaar lärmender Kinder und Dienerinnen. Sie war rothwangig und sah zufrieden aus; keine Runzel durchfurchte die glatte Stirn, und die braunen Augen schienen fortwährend zu lächeln. Die runde Wange und stattliche Gestalt hatten schon lange alle Proportionen des Mädchenalters verloren, und in der ganzen Haltung lag unverkennbar Etwas, was von einer noch größern Veränderung als dieser sprach, einer Veränderung an Gemüth und Seele.

Als Leuthold der Frau Waldhof die Hand küßte, dachte er nicht mehr an die Hilda seiner Jünglingsjahre. Sie ließ einige Thränen fallen, als sie von ihrem Vater sprach, gewann aber gleich darauf ihre gewohnte ruhige Haltung wieder. Sie rief ihre

Kinder herbei, welche nach langem Widerstreben eins nach dem andern Leuthold die Hand küßten.

Eins davon, ein schüchternes kleines Mädchen, welches die Mutter Hilda nannte, blieb neben Leuthold stehen. Es war, als wenn der Geist der ersten Hilda in ihr wieder auflebte.

Als der alte Mann ihrem offenen Blicke begegnete und seine Hand auf ihr weichgeflochtenes Haar legte, wunderte sich die Kleine, daß er ihren Namen so oft in so leisem, träumerischem Tone nannte, und daß, als er sie küßte, eine Thräne, die nicht ihrem Auge entfallen war, auf ihrer Wange zurückblieb. Sie war dem Andenken der Person geweiht, von welcher jetzt Nichts mehr vorhanden war — der Hilda, welche einst gewesen.

„Du quälst Leuthold mit diesem ganzen jungen Volke," sagte Hermann zu seiner Frau. „Mütter sind aber einmal so eitel auf ihre Kinder! Komm', alter Freund, ich will Dir alle Veränderungen zeigen, die ich in dem Hause vorgenommen habe."

„Dieses Zimmer hast Du gelassen, wie es war," sagte Leuthold in leisem Tone, als sie hinausgingen. „Entsinnst Du Dich noch jener Nacht, Hermann?"

„Der Nacht, wo ich einen so seltsamen Traum träumte? Es war eine von Deinen seltsamen Grillen, die ich mir in den Kopf gesetzt, Leuthold —

jetzt denke ich schon lange nicht mehr an solche Dinge. Komm', wir wollen die Pferde ansehen. Ich liege der Jagd jetzt beinahe noch eben so viel ob als früher, obschon ich nicht mehr so jung bin als ich an dem Tage war, wo ich mich mit dem Grafen von P. veruneinigte. Ha! ha! ha! Weißt Du es noch, Leuthold? Wenn ich bedenke, was für ein Narr ich wegen der alten Frau da drüben war! Indessen, Hilda ist mir stets ein gutes Weib gewesen, und wir leben sehr gemüthlich."

„Das freu't mich," antwortete Leuthold zerstreut, und Hermann fuhr fort:

„Jene alte Zeiten waren trotzdem sehr angenehm und wir lachen oft darüber. Zuweilen, als Du so plötzlich fortgegangen warst, glaubte ich, Du hättest wirklich eine Neigung zu Hilda gefaßt. Wenn dies aber der Fall war, so hast Du dieselbe wahrscheinlich schon längst überwunden — dergleichen Liebesgedanken sind Thorheiten. Wir sind jetzt Alle klüger und brauchen uns daher jetzt ihretwegen nicht zu veruneinigen — ha! ha! ha!"

Und Waldhof's Gelächter machte die Antwort unnöthig, welche Leuthold ohnedies nicht hätte aussprechen können. Diesen ganzen Tag folgte er seinem Freunde mechanisch, saß am Tische, hörte den beiden Eheleuten zu, während sie die täglichen häus-

lichen Vorkommnisse besprachen und sich mit einander über das Treiben und Thun ihrer Kinder unterhielten. Nur ein einziges Mal drehete sich die Unterhaltung um Dinge, an welchen Leuthold Interesse haben konnte. Er fragte nach der kostbaren Bibliothek des Professors.

„O, diese ist in verschiedene Hände übergegangen," sagte Frau Waldhof. „Man sagt, daß jetzt Niemand großen Werth auf Handschriften legt, weil man den Buchdruck erfunden hat."

„Ich für meine Person," sagte Waldhof, „bekümmere mich wenig um Bücher oder Handschriften. Man kann sehr behaglich leben, ohne gelehrt zu sein. Es ist sehr lange her, daß ich meine Frau mit einem Buche in der Hand gesehen habe, und meine Meinung von ihr ist deßwegen nicht geringer, und ich glaube, auch sie ist ganz eben so zufrieden mit mir als wenn ich der gelehrteste Mann von der Welt wäre."

Hilda blickte mit strahlendem Lächeln in das Gesicht ihres Gatten empor, und legte ihre Hand in die seine. Dieser Blick erinnerte an die Tage ihrer Jugend — er bewies, daß wenigstens noch ein Gefühl ganz dasselbe geblieben war — die weibliche Liebe!

Endlich, als Herr Waldhof eingeschlafen war und seine Gattin spinnend neben ihm saß, ohne ein

Wort zu sprechen, um ihn nicht in seinem Schlummer zu stören, schlich Leuthold sich fort auf sein Zimmer.

Hier in der Stille des Nachdenkens stieg sein ganzes Leben mit seiner langen Reihe von Schattenbildern vor ihm auf. Sie glitten an ihm vorüber, und wechselten schnell wie die Gestalten eines Traumes. Er allein blieb immer derselbe. Bis zur Zeit der grauen Haare hatte Leuthold das einzige wahre Gefühl des Lebens bewahrt — die Liebe. Diese war eine Wirklichkeit, alles Uebrige waren nur fliehende Schatten.

Er freuete sich, daß dem so war, daß seine Liebe in der Erinnerung unsterblich gemacht worden, daß, durch Leiden unverweslich gemacht, das eine und einzige Ideal trotz aller Veränderung des Lebens unangetastet geblieben war.

Bei dieser Liebe beharrte er auch jetzt noch; auch jetzt noch verehrte er allerdings nicht die wirkliche Hilda, das Weib Hermann's, sondern die Hilda seiner Träume — das reine Bild der Weiblichkeit. Er liebte — nicht sie, sondern die Liebe selbst.

Wieder stand in seiner Einsamkeit sein Schutzengel neben ihm. Er zeigte ihm den Unterschied zwischen dem Leben des Körpers und dem Leben der Seele; er malte den Thiermenschen bei seinen Gelagen, bei seinen Vergnügungen, und wie er sein Leben

in unwürdigen Genüssen vergeudet — wie er, wenn die Maske der Jugend abfällt, langsam immer tiefer sinkt, bis in dem blödsinnigen Greise keine Spur mehr von der Hülle übrig ist, die einst eine göttliche Seele in sich schloß.

„Möchtest Du Dein Leben mit all' seiner Einsamkeit — all' seinen Sorgen — gegen ein solches wie dieses vertauscht haben?" murmelte die innere Stimme. „Bist Du nicht reich gewesen in dem Reichthume Deiner Seele? Bist Du nicht glücklich gewesen, indem Du Andere nah und fern mit Wohlthaten überhäuft? Bist Du nicht geliebt worden? Denn alle heiligen Geister blicken mit unsterblicher Liebe auf den Menschen herab, welcher in Reinheit, Demuth und Liebe auf Erden wandelt. Du hast Dein Werk gethan, o Getreuer; lege Deine Bürde nieder und gehe ein zu Deiner Ruhe."

Und an Leuthold's Ohr schlug ein anderer leiser Ton — feierlich und süß — den er wohl kannte.

„Komm'," hauchte dieser Ton, „Sohn meiner Liebe, ich warte auf Dich! Komm' heim, die Schatten entschwinden, der unsterbliche Tag dämmert. Du hast gelebt, Du hast gelitten, Du hast überwunden; nun gehe ein zu Deiner Freude!"

Während der alte Mann lauschte, verklärte ein himmlisches Lächeln sein Antlitz, denn er wußte, daß

die Zeit seines Heimganges dawar. Er blickte hinaus in die Nacht, und die Engel der Sterne schauten mit mächtiger Wirkung auf ihn herab.

Jeder Strahl brachte eine göttliche Botschaft mit herab und drang in seine innerste Seele. Freudig, entzückt entsprach die müde Seele dem Rufe und breitete ihre Schwingen aus nach dem Lande der Unsterblichkeit.

III.

Der Bildhauer von Brügge.

Ungefähr um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts gab es in den Niederlanden keinen Künstler, dessen Ruf ausgebreiteter gewesen wäre als der des Messer Andrea, des Bildhauers von Brügge.

Sein Vater war aus Italien eingewandert und hatte sich in Flandern niedergelassen, wo er lebte und sich mühete — ein eifriger, enthusiastischer Mann, dessen Genius gerade Licht genug verbreitete, um ihm seine eigenen Mängel sichtbar zu machen.

Diese Liebe zum Schönen war das einzige Erbtheil, welches er seinem Sohne hinterließ.

Andrea's nordische Geburt und Erziehung aber hatte in gewissem Grade seine italienische Abkunft veredelt, so daß er zu der schöpferischen, thatkräftigen Natur des Vaters eine beharrliche Ausdauer gesellte, ohne welche alles Genie in der Welt nur das Meteor eines Augenblicks ist.

Die Kunst, welcher Andrea sich widmete, war die Holzbildnerei, worin er durch seine wunderbare Geschicklichkeit alle seine Zeitgenossen übertraf. In unserer Zeit ist es, nach den wenigen noch vorhandenen Ueberbleibseln, kaum möglich, sich einen Begriff von der Vollkommenheit zu machen, zu welcher unsere Vorfahren im Mittelalter diese Kunst gebracht hatten, welche sogar die Würde der Bildhauerei erreichte, als gothische Heilige und Madonnen von ihren Nischen in Münstern und Kathedralen herabschauten, obschon die Namen der unbekannten Künstler, welche diese lieblichen Köpfe und anmuthigen Draperieen schnitzten, vergessen waren, selbst ehe noch das vergängliche Material, in welchem sie arbeiteten, seine erste Frische verloren hatte.

Der Bildhauer von Brügge war einer dieser jetzt vergessenen Künstler und dennoch war er ein Künstler im höchsten Sinne des Wortes. Er lebte und bewegte sich unter schönen Formen, sie äußerten Einfluß auf seinen Charakter und veredelten sein Gemüth, ohne ihn für den Umgang mit der Welt ungeeignet zu machen.

Zugleich mit dem Ruhme erwarb er auch Reichthümer und Ehren, bis er hoch dastand in der Achtung seiner Mitbürger, und der Sohn des armen Italieners ward endlich würdig erachtet, sich mit

einer Jungfrau zu vermählen, die lange der Gegenstand einer fast hoffnungslosen Liebe gewesen, die Tochter einer der ersten Familien in Brügge.

Diese Verbindung konnte keine andere als eine glückliche sein, und Andrea und seine Gattin näherten sich langsam dem mittleren Lebensalter und fühlten, daß ihr gegenwärtiges Glück die Verheißung ihrer Jugend nicht Lügen gestraft hatte.

Dennoch fielen einige bittere Tropfen in den Becher ihrer Freuden. Sie sahen mehrere ihrer Kinder eins nach dem andern hinwelken, bis ihnen nur noch zwei Knaben und eine Tochter übrig blieben — die liebliche kleine Gertrude, welche der Liebling ihres Vaters war.

Nichtsdestoweniger waren diese drei Kinder hinreichend, um den häuslichen Kreis des Bildhauers zu erheitern, und die verlorenen Brüder und Schwestern wurden kaum vermißt.

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte anhebt, hatte Andrea seine letzte Arbeit beendet — eine in Holz geschnitzte Engelgruppe, welche die Hauptkirche von Brügge schmücken sollte. Die Einwohner drängten sich herbei, um das Werk ihres Mitbürgers, auf welchen sie mit Recht stolz waren, zu betrachten und zu bewundern.

Es war in der That eine schöne Leistung der

alterthümlichen gothischen Holzschnitzkunst, so wie man sie zuweilen jetzt noch in alten Kirchen sieht, die von der Hand der Neuerung verschont geblieben sind.

Drei Engel bildeten diese Gruppe — der eine kniete mit emporgerichteten Augen und gefalteten Händen, während die ausgestreckten Arme des andern in Anbetung und Verzückung nach oben gerichtet waren und der dritte, auf die Andächtigen unten herabblickend, nach dem Himmel emporzeigte.

Das Werk erwarb sich allgemeinen Beifall. Der Künstler stand in einiger Entfernung, und zu seiner Freude gesellte sich ein gerechter Stolz, als manche Hand mit freundlichem Glückwunsche die seine drückte und manches Auge, durch tieferen Rang und Entfernung bescheidener gemacht, ihn bewundernd ansah.

In der ganzen Versammlung gab es blos eine einzige abweichende Stimme, und diese war die eines Collegen und Nebenbuhlers von Andrea.

Melchior Kunst war einer jener finstern, unruhigen Geister, welche überall, wohin sie kommen, einen Schatten zu werfen scheinen. Er war ein Mann von großem Talente, und doch liebte ihn Niemand. Man wußte kaum warum — aber es war so. Selbst jetzt gingen ihm Alle unwillkürlich aus dem Wege, und Melchior schritt entlang, bis er der Gruppe gegenüber stand. Er runzelte die Stirn und betrachtete

das Kunstwerk mit stierem Blicke unter den finstern Brauen hervor. Dann redete er den Künstler an, der in geringer Entfernung stand.

„Ohne Zweifel haltet Ihr dies hier für sehr schön, Messer Andrea?“ sagte er.

„Es handelt sich nicht um Das, was ich davon denke, sondern um das Urtheil, welches die Welt über meine Arbeit fällt,“ antwortete Andrea ruhig.

„Gut nachgeahmt ist die Composition allerdings.“

„Nachgeahmt? Sie ist von mir erfunden!“

„Wirklich?“ sagte Melchior, während ein höhnisches Lächeln seinen Mund umspielte — den schönsten Zug seines sehr schönen Gesichts. „Wirklich? Ihr geht also niemals in eine andere Werkstätte, um Figuren, Stellungen und Zeichnungen zu copiren, wie Ihr hier von mir copirt habt?“

„Das ist nicht wahr!“ rief Andrea, nur mit Mühe seinen Zorn bemeisternd.

„Ich sage Euch aber, daß Dem so ist!“ rief sein Gegner. „Schauet, Ihr Herren! — Collegen, schauet — diese Gruppe ist m e i n — m e i n e Zeichnung — und hiermit vollstrecke ich meinen Willen an Dem, was mein Eigenthum ist!“

Mit diesen Worten zog er ein Beil unter seinem Mantel hervor, und ehe die verblüfften Zuschauer sich

einmischen konnten, hieb er eine der emporgehobenen Hände der ihm zunächst befindlichen Figur ab.

Andrea ward durch diese Verstümmelung seines Werkes auf's Aeußerste gereizt; sein italienisches Blut erwachte in ihm und er stürzte sich mit der Wuth eines Tigers auf seinen Gegner.

Die Umstehenden wollten sich dazwischen werfen, aber es war nicht nöthig, denn Andrea's richtiger Sinn hatte schon seine augenblickliche Wuth überwunden, und er stand bleich, aber gefaßt da und blickte bald auf seinen Gegner, bald auf sein verstümmeltes Werk.

„Melchior Kunst," sagte er endlich, „Ihr glaubt, mir großen Schaden zugefügt zu haben, und das habt Ihr auch, aber er ist nicht unersetzlich. Ich will mich jetzt nicht rächen, aber früher oder später wird Euch vergolten werden."

Ein lautes Gelächter von Kunst bewog den Bildhauer abermals, die Fäuste zu ballen, während ihm die Zornesröthe wieder in die Stirn emporstieg. Er sagte jedoch Nichts weiter, und nach Melchior's Weggange verließ auch er die Halle mit einigen Freunden, welche über diesen unerwarteten Zwist ganz verblüfft waren.

Es war spät am Abende, als Andrea sich wieder auf den Weg nach seiner Wohnung machte. Er

ging langsam den dunkeln düstern Kanal entlang, den der Schein des untergehenden Mondes nur um so unheimlicher und schauerlicher machte. Dicht von Epheu überrankte Mauern warfen selbst während des Tages einen dunkeln Schatten auf das Wasser, und jetzt sah es aus wie ein schwarzer Abgrund, den Niemand ergründen konnte.

Hier und da fiel ein bleicher einsamer Strahl des Mondlichts durch die Aeste der Akazien, welche die entgegengesetzte Seite überhingen, so, daß es war, als ob ein blanker Pfeil durch die Finsterniß blitzte.

Andrea's Herz war sehr schwer. Sein Triumph hatte mit Schmerz geendet, nicht blos über die seinem Werke zugefügte Beschädigung, sondern auch über die von Melchior Kunst erhobene ungerechte Beschuldigung.

Andrea wußte, wie bereit das Mißtrauen der Welt ist, sobald es einmal geweckt worden, und es schien ihm, als ob kalte und zweifelnde Augen seine Gruppe schon mit weniger Beifall musterten als vorher.

Ueberdies ließ auch die plötzliche Aufwallung von Zorn, zu der er angestachelt worden, eine sowohl körperliche als geistige Erschöpfung zurück, wie dies bei Leuten von Andrea's sanftem, nicht leicht aus

dem Gleichgewichte zu bringendem Temperamente gewöhnlich der Fall ist.

Der Bildhauer ging rasch seines Weges unter dem immer dichter werdenden Dunkel, denn der Mond war jetzt untergegangen. Dann und wann war es ihm, als hörte er in einiger Entfernung hinter sich verstohlene Fußtritte, und dies bewog ihn, vielleicht ohne daß er es selbst wußte, seinen Schritt zu beschleunigen.

Andrea war kein Feigling, aber es war ein einsamer Ort am Wasser und er war unbewaffnet.

Indessen, da die Tritte nicht näher kamen, machte er sich selbst Vorwürfe, daß er sich von seiner durch die Ereignisse des Tages erhitzten Einbildungskraft hatte täuschen lassen.

Plötzlich hörte er deutlich ein Plätschern, als ob ein schwerer Körper in's Wasser geworfen würde. Sein erster Gedanke war, daß irgend ein Unglücklicher auf diese Weise seinem Leben und seinem Elende ein Ende gemacht; das Geräusch war aber so fern, daß er keine Gewißheit haben konnte.

Er lenkte seine Schritte zurück, aber er bemerkte Nichts, was seine Vermuthung gerechtfertigt hätte.

Der Kanal floß dahin, schweigend und schwarz wie zuvor, kein Sträuben, kein Stöhnen, kein Ruf stieg aus seinen unheimlichen Tiefen empor.

Es konnte nur ein schwerer Stein gewesen sein, der aus der alten verfallenen Mauer in das Wasser hinabgestürzt war.

Andrea war fast überzeugt davon und ging seinen Weg weiter, bis er sein Haus erreichte — ein Haus, in welchem seit seinem Weggange Gefahr und Unruhe eingezogen waren.

Drei Tage später erschienen zwei bewaffnete Diener der Gerechtigkeit in der Wohnung des Bildhauers von Brügge. Sie kamen, um den Herrn des Hauses festzunehmen, weil er des Verbrechens des Mordes angeklagt war.

Von dem Tage jenes Streites an nämlich war Melchior Kunst nicht wieder gesehen worden bis diesen Morgen, wo seine Leiche aus dem Bette des Kanals mitten auf den Markt geschwemmt worden. Einer der von Entsetzen ergriffenen Zuschauer besann sich, daß am Abende nach jenem Streite Messer Andrea auf dem Wege gesehen worden, welcher den Kanal entlang führte, und daß nicht lange darauf Melchior Kunst ihm auf demselben Wege nachgefolgt war. —

Ein anderer Mann, der in der Nähe wohnte, hatte einen Sturz in's Wasser gehört, aber geglaubt, es sei sein Hund, der oft des Nachts über den Kanal schwamm.

Ein Dritter war ebenfalls Messer Andrea am Rande des Kanals begegnet, hatte aber sonst Niemanden weiter gesehen.

Dies waren hinreichende Beweise, um den unglücklichen Künstler zu überführen.

Die Diener des Gesetzes fanden ihren Gefangenen allein. Er saß, den Kopf auf die Hände gestützt, und rührte sich kaum bei ihrem Eintritte. Einer von ihnen legte seine Hand auf seine Schulter und forderte ihn auf, ihm zu folgen.

Andrea blickte mit so stierem, verworrenem und tödtlich bleichem Gesichte auf, daß der Gerichtsdiener erschrak und ihn unwillkürlich losließ.

„Ihr wollt mich festnehmen?" sagte Andrea, ohne daß er einen Versuch machte, sich zu bewegen. „Was habe ich gethan? Wer klagt mich an?"

Der Gerichtsdiener war ein gutmüthiger Mann, welcher Messer Andrea in frühern Zeiten gekannt hatte. Er setzte ihm in sanften, ehrerbietigen Ausdrücken seinen Auftrag auseinander, mußte aber seine Worte mehrmals wiederholen, ehe Andrea ihn verstand Es war, als wenn eine schwere Wolke sein Begriffsvermögen umdüsterte. Endlich verstand er Alles.

„Also man klagt mich eines Mordes — eines Meuchelmordes an?" sagte er aufstehend, während

ihn ein Schauer durchrieselte. Dann wendete er sich zu dem ersten Gerichtsdiener.

„Euch kenne ich als einen guten Menschen — folgt mir," sagte er.

Der Gerichtsdiener war unschlüssig.

„Ihr braucht Nichts zu fürchten," fuhr Andrea fort, „ich bin unbewaffnet — es fällt mir nicht ein, mich dem Arme des Gesetzes entziehen zu wollen."

Der Mann folgte seinem Gefangenen, bis sie in ein dunkel gemachtes Zimmer kamen — es war das Gemach des Todes.

Auf dem Bette lag die bleiche verhüllte Gestalt eines Weibes. Sehr schön mußte sie gewesen sein und ihre Schönheit hatte kaum die Reife überlebt. Keine lange Krankheit hatte die anmuthige Rundung der Gesundheit ihrem Antlitze geraubt, so daß es selbst im Tode noch lieblich aussah wie ein Marmorbild. Die langen, dunklen Wimpern ruheten auf ihrer Wange, und einige dem Netze, welches ihr Haupt umschloß, entquollene Locken kohlschwarzen Haares gaben ihrer Ruhe den Anschein des Lebens.

An ihrer Seite lag ein Kind — die Blume einer Stunde — dessen kleine Seele mit Sonnenaufgang gekommen und mit Sonnenuntergang wieder geschieden war — es war Andrea's Weib und Kind.

Der Bildhauer zeigte auf die Leichen.

„Schauet her,“ sagte er, „und sagt, ob es wahrscheinlich ist, daß ich eine geringfügige Beleidigung gerächt haben würde — ob es wahrscheinlich ist, daß ich ein Mörder bin.“

Seine Stimme ward heiser; er streckte die Arme nach der Leiche seines Weibes aus und stürzte, von Zuckungen geschüttelt, zur Erde nieder.

Während beinahe der ganzen Zeit, die zwischen seiner Verhaftung und seinem Verhöre verstrich, war Andrea todt für das Bewußtsein seines Jammers. Ein langsames Fieber schwächte alle seine Sinne und gab seiner äußern Form das Ansehn eines alten Mannes. Seine Freunde — denn er hatte deren noch viele — nahmen seine beiden Söhne in ihre Pflege. Es war gut, daß sie es thaten, denn der Vater schien alle Erinnerung, selbst ihres Daseins, verloren zu haben. Wenn sie ihn besuchten, nahm er nicht die mindeste Notiz von ihnen, und die Kinder wurden endlich wohlweislich von dem Schauplatze der Schmach und des Leidens weit hinweggesendet.

Von Gertruden aber wollte der Vater sich nicht trennen. Sie war ein schönes kleines Wesen, das Ebenbild ihrer Mutter in Zügen und Ausdruck, aber ihre Farbe glich der ihres Vaters. Ihre Augen waren von jenem tiefen Braungrau, welches man

selten anders als in der Kindheit sieht — so dunkel, daß ein flüchtiger Beobachter sie schwarz genannt haben würde.

Gertrudens Haar war von jener Farbe, welche die alten Meister oft den Christus- und Madonnenköpfen gaben — welche die Uneingeweihten vielleicht roth nennen, die aber, wie Maler wohl wissen, die schönste von allen Farben ist. Sie gab der sanften Gertrude das Ansehen eines Engels.

Den ersten Beweis, den Andrea von wiederkehrendem Bewußtsein gab, war der, daß er seine kleine Tochter wiedererkannte und sie bei ihrem Namen nannte. Es war auch der Name ihrer Mutter, und vielleicht war dies in Verbindung mit der auffallenden Aehnlichkeit ein Trost für den verwitweten Vater.

Er begann zusammenhängend zu sprechen, erst mit Gertruden und dann mit Andern, die ihn besuchten, und allmählig gewannen sein Geist und sein Körper wieder Kraft, so daß er im Stande war, an seine Vertheidigung gegen das furchtbare ihm zur Last gelegte Verbrechen zu denken.

Dies war auch sehr wichtig, denn die Beweise waren alle gegen ihn und Andrea konnte Nichts zu seinen Gunsten anführen, ausgenommen seine eigene Erklärung über Das, was auf seinem Heimwege

an jenem verhängnißvollen Tage geschehen, und den makellosen Ruf, den er sein ganzes Leben lang genossen.

Endlich ward der Bildhauer von Brügge aus dem Gefängnisse in den Gerichtssaal gebracht. Er kam sich vor wie ein aus dem Grabe Auferstandener, und so erschien er auch Denen, die ihn umgaben.

Andrea war ein starker, kräftiger Mann von stattlichem Ansehen gewesen, jetzt aber war er ganz zusammengeschrumpft und sein hoher Wuchs ließ ihn nur um so gespenstischer erscheinen. Dunkle Ringe umgaben seine Augen, und sein Gesicht hatte eine gleichförmige fahle Farbe.

Nichtsdestoweniger war seine Miene standhaft und gefaßt. Niemand konnte ihn ansehen und auch nur einen Augenblick an seiner Unschuld zweifeln.

Andrea's kleine Tochter stand neben ihm; man konnte sie mit einer Blume vergleichen, welche dicht neben einem Grabe wuchs.

Gertrude hatte sich an die Veränderung in dem Aussehen ihres Vaters gewöhnt, und der entsetzte, unruhige Blick Aller ringsumher erfüllte sie mit Furcht und Bangigkeit.

Sie schmiegte sich dichter an ihn und verwendete kein Auge von seinem Gesichte.

Die Verhandlung hatte ihren Fortgang. Alles

sprach gegen Andrea, selbst die Worte, die er fallen gelassen, ehe Melchior die Halle verließ, wurden als Verdachtsgrund gegen ihn angeführt, denn sie klangen wie eine Drohung.

Niemand, der Andrea gekannt, zweifelte in seinem Herzen daran, daß er unschuldig sei; die Indicienbeweise aber waren zu stark, als daß sie juristisch hätten entkräftet werden können.

Der Angeklagte ward schuldig gefunden, und Andrea — der sanfte, biedere Mann, der niemals eine Hand gegen einen Mitmenschen aufgehoben, ausgenommen in jener einzigen bösen Stunde, wo er von Melchior Kunst zur Wuth gereizt worden — ward mit dem Brandmale des Mordes auf seinem Namen aus dem Gerichtssaale hinweggeführt.

Die Vollstreckung des Urtheils ward um des bis jetzt fleckenlosen Rufes des Verbrechers willen um kurze Zeit verschoben. In jener Zeit ward die Hand des Gesetzes oft gemißbraucht und niemals geschah es mit einem größern Anscheine von Gerechtigkeit als in diesem Falle. Andrea's viele Freunde verwendeten sich zu seinen Gunsten.

Es gelang ihnen aber blos, einen Aufschub der Hinrichtung um wenige Monate zu erlangen, damit irgend ein Zufall die Wahrheit zu Tage fördern möchte, an welcher so Viele zweifelten.

Mittlerweile ward jedoch dem Bildhauer befohlen, ein Kunstwerk zur Ausschmückung des Justizpalastes in Brügge zu fertigen, wo er gerichtet worden. Zu diesem Zwecke ward er aus seiner Zelle gebracht und in den Saal eingesperrt, in welchem sein Urtheil gesprochen worden.

Es war ein großer, düsterer Raum und von Außen so ungenügend erleuchtet, daß selbst am Mittage die dunkeln Schatten in den Winkeln des Zimmers aussahen wie Nacht. Ein ungeheuerer Kamin, in welchem einige Reisbündel brannten, war der einzige erheiternde Gegenstand; aber selbst dieses Licht und diese Wärme reichte nicht über die unmittelbare Nähe des Feuers hinaus.

Geräthschaften waren in dem ganzen weiten Raume nicht als ein einziger kleiner Tisch in der Mitte, eine Bank und ein Strohlager in der finstersten Ecke. Es war ein Platz, in welchem man sich unwillkürlich fürchtete hinter sich zu blicken, und wo die Tritte hohl und schauerlich klangen, als ob etwas Furchtbares ihnen folgte.

Andrea und seine Tochter hörten die schwere Thür sich schließen und waren allein in dem Saale. Die Kleine führte ihren Vater nach der Bank neben dem Heerde und setzte sich dann zu seinen Füßen nieder, indem sie seine Hände fest in den

und setzte sich dann nieder, betäubt und wie erstarrt von Gram und Verzweiflung.

Gertrude klammerte sich an ihn, aber er sprach nicht mit ihr und küßte sie auch nicht.

„Vater, lieber Vater, bist Du müde? Du bist doch nicht böse auf mich?" fragte sie und stellte sich auf die Zehen und versuchte die Hände zu entfernen, welche sein Gesicht bedeckten.

Andrea schien sich ihrer Gegenwart kaum bewußt zu sein. Er bewegte sich nicht, sondern wiederholte dann und wann in dumpfem Tone:

„Meine Arbeit ist fertig — ich habe keine Hoffnung — nun laßt mich sterben."

Die erschrockene Kleine, welche während dieser ganzen Zeit in Unbekanntschaft mit dem Schicksale ihres Vaters erhalten worden, begann zu weinen, ihre Thränen blieben aber unbeachtet.

Eine Stunde später traten die Magistratspersonen von Brügge ein. Sie kamen, um das beendete Werk des Künstlers zu besichtigen. So hoch auch Andrea's künstlerischer Ruf schon gestanden hatte, so hatten sie doch nicht eine so schöne Gruppe erwartet wie die, welche sich jetzt ihren Augen darbot. Der Gegenstand derselben war die — „ewige Gerechtigkeit" — nicht die weibliche Gestalt mit verbundenen Augen und Wage und Schwert — sondern

ein Engel mit offenen Augen, der Alles sah und Alles gleichmäßig vergalt.

Die Magistratspersonen betrachteten das Kunstwerk schweigend und wendeten sich dann zu dem Künstler, welcher bleich und abgezehrt hinter seinen Richtern stand.

Einer davon, ein alter Mann, war bis zu Thränen gerührt. Die Würde seines Amtes vergessend, ergriff der Beamte die Hand des Verurtheilten und führte ihn zu einem Sitze.

„Ihr dürft nicht stehen, Messer Andrea; Ihr seid noch nicht kräftig genug," sagte er mitleidig. „Setzt Euch und ruhet, während wir Euer schönes Werk betrachten."

Der Bildhauer gehorchte, ohne ein Wort zu sagen, er war willenlos wie ein Kind. Die kleine Gertrude, welche bei dem Anblicke der fremden Männer sich scheu zurückgezogen hatte, kam jetzt und stellte sich schweigend hinter ihren Vater, indem sie sich fest an seine Kleider hielt.

Die beiden Magistratspersonen besichtigten das Kunstwerk und konnten ihre Bewunderung nicht unterdrücken.

Das Auge des unglücklichen Künstlers funkelte einen Augenblick über dieses warme Lob, gleich

ihrigen gefaßt hielt. Sie wagte nicht, irgendwo anders hinzuschauen, als in das helle Feuer und in das Gesicht ihres Vaters; selbst die Schatten, welche die Flammen an die Decke warfen, bewogen sie zuweilen, erschrocken zusammenzufahren. An das Gefängniß war Gertrude gewöhnt gewesen, denn sie hatte ihren Vater nur verlassen, um des Nachts nach Hause geholt zu werden und den nächsten Morgen zurückzukehren; dieser Ort aber war noch unheimlicher als der Kerker.

Andrea hatte keine Hoffnung. Sein Leben war frei gewesen von sonderlich schweren Kümmernissen, und die ersten, welche ihn trafen, waren so furchtbar, daß sie ihn völlig überwältigten. Sein einziger Wunsch war jetzt, den kurzen Rest seines Lebens zur Ausführung eines Kunstwerks zu verwenden, welches er als einen Beweis seiner Talente zurücklassen könnte, damit, wenn die Zeit den Schatten von seinem Rufe wieder hinweggenommen, seine Kinder keinen Grund hätten, über ihren Vater zu erröthen.

Er kehrte wieder zu seiner so lange lieb und werthgehaltenen Beschäftigung zurück. Eine Zeitlang erweckte dies in ihm Empfindungen, die fast an Vergnügen grenzten. Sein Schritt ward leichter und sein Gesicht verlor Etwas von seiner feststehenden

Melancholie. Er vergaß beinahe seine Leiden, seinen geschändeten Namen, seinen bevorstehenden Tod. Alles Dies trat vor der Ausübung seiner geliebten Kunst in den Hintergrund.

Dann und wann machte er eine Pause in seiner Arbeit, betrachtete die schöne Gestalt, welche unter seiner Hand in's Leben trat, und murmelte bei sich selbst: „Wer wird sagen, daß die Hand eines Mörders dies geschaffen? — daß der Kopf, welcher diesen Traum von Schönheit geträumt, den Gedanken an einen Mord habe fassen können?"

Und allmählig beschwichtigte der Einfluß seiner Kunst die Schwermuth des Niedergebeugten. Sein ödes Gefängniß ward belebt durch die anmuthigen Gestalten, die es enthielt, und Gertrude bewegte sich darin umher wie ein schöner Geist.

Wenn der Bildhauer sich jemals an Hoffnung und Leben anklammerte, so geschah es, wenn er auf sein geliebtes Kind und die unvergänglichere Frucht seines Genius blickte.

Endlich nahete Andrea's Werk seiner Vollendung — das Holzbildwerk war fertig.

Nun erkaltete allmählig die Begeisterung, die ihn bis jetzt aufrecht erhalten, und der Muth entsank ihm. Er legte die letzte Hand an sein schönes Werk — er wußte, daß er nicht mehr thun konnte —

darauf aber kehrte sein Gesicht wieder zu seiner gewohnten Schwermuth zurück.

„Es ist Alles vergebens," antwortete er, „Ihr könnt nicht die Vergangenheit vergessen machen — Ihr könnt nicht den Makel vom Namen meiner Kinder hinwegnehmen, Ihr könnt ihrem Vater nicht sein verwirktes Leben schenken."

Die Magistratspersonen sahen einander an und der ältere sagte:

„Es ist noch Hoffnung, Messer Andrea — habt Ihr Muth, es zu hören?"

Der Künstler blickte auf.

„Sagt mir, daß meine Unschuld bewiesen ist, und ich will Gott danken und sterben."

„So viel versprechen wir nicht ganz," sagte einer der Richter, welcher Andrea's heftige Aufregung zu mäßigen wünschte.

„Indessen, fasset Muth! Es sind heute viele seltsame Dinge entdeckt worden," fuhr der Greis fort, dessen Güte Andrea zuerst gerührt. „Beruhigt Euch jetzt, es dauert vielleicht nicht lange, so senden wir Euch gute Nachricht, ja —" und der gute Mann konnte seine hoffnungsvolle Botschaft nicht länger zurückhalten — „es ist nicht unmöglich, daß Ihr morgen frei seid."

Die Magistratspersonen entfernten sich und ließen den armen Gefangenen mit einem wildklopfenden Herzen zurück, welches er vergebens zu beschwichtigen suchte. Diesen ganzen Tag saß er mit Gertruden in seinen Armen, küßte sie, hätschelte sie und weinte zuweilen fast über ihr. Auf alle Fragen des verwunderten Kindes antwortete er blos:

„Morgen, mein Kind; morgen sind wir vielleicht frei.“

Und als die Diener kamen, um Gertruden für die Nacht abzuholen, machte er ihre Arme von seinem Halse, den sie umschlungen hielt, los, indem er ihr das Versprechen gab, mit ihr morgen ebenfalls fortzugehen.

„Du willst morgen mit mir fortgehen?“ rief das glückliche Kind. „Wirst Du dann auch morgen diesen häßlichen Ort verlassen und nicht wieder hierher zurückkehren?“

„Gott verhüte, daß ich zurückkehren sollte! Nein, mein Kind, nie wieder,“ antwortete der Vater schaudernd.

„Und werden wir mit einander hinausgehen? in unser Haus?“ fuhr Gertrude fort.

„Ja, liebes Kind,“ sagte Andrea, indem er sie

nochmals küßte und sie dann aus seinen Armen, die selbst für eine so leichte Bürde zu schwach waren, auf den Boden setzte. „Geh', meine Gertrude, — ja, ich werde wirklich morgen heimgehen."

Er hatte die Wahrheit gesprochen.

Bald nach Tagesanbruche am nächsten Morgen traten einige Beamte in den Saal und brachten die Freilassung des Gefangenen. Eine Fremde — eine Italienerin — welche früher einmal in Brügge gewesen und kürzlich dahin zurückgekehrt war, sagte aus, sie habe einen von jenem verhängnißvollen Tage datirten Brief erhalten, in welchem Melchior Kunst ihr seinen unwiderruflichen Entschluß gemeldet, sich zu der Zeit und an dem Orte, wo man ihn gefunden, das Leben zu nehmen.

Etwas Weiteres erfuhr man niemals. Andrea war unschuldig! Seine Mitbürger freuten sich wie ein Mann, denn Messer Andrea's Unschuld war nun dargethan.

Sie fanden ihn im Gefängnisse, auf den Tisch gestützt, mit dem Kopfe auf den Armen ruhend und sein emporgewendetes Gesicht nach seinem schönen Kunstwerke gerichtet. Als man aber näher kam, sah man, daß sein Gesicht starr war und daß kein Leben aus seinen stieren, offenen Augen leuchtete.

Der Bildhauer von Brügge war todt — die Freude hatte ihm das Herz gebrochen.*)

---

*) Diese Erzählung ist in ihren Grundzügen buchstäblich wahr. Die Werke Andrea's sind in dem Justizpalaste zu Brügge noch jetzt zu sehen.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.